

Frankfurter Allgemeine

Magazin

OKTOBER 2015
MÄNNER SPEZIAL

**JOACHIM
UNSELD ZEIGT
AUTORENFOTOS**

**CHRISTOPH
WALTZ WOLLTE
NIE BÖSE SEIN**

**CRO LEBT
LIEBER RICHTIG
ALS IM NETZ**

**BEST OF
BAYERN**





Sehen Sie ein exklusives Interview mit Xavier Dolan auf louisvuitton.com.

LOUIS VUITTON



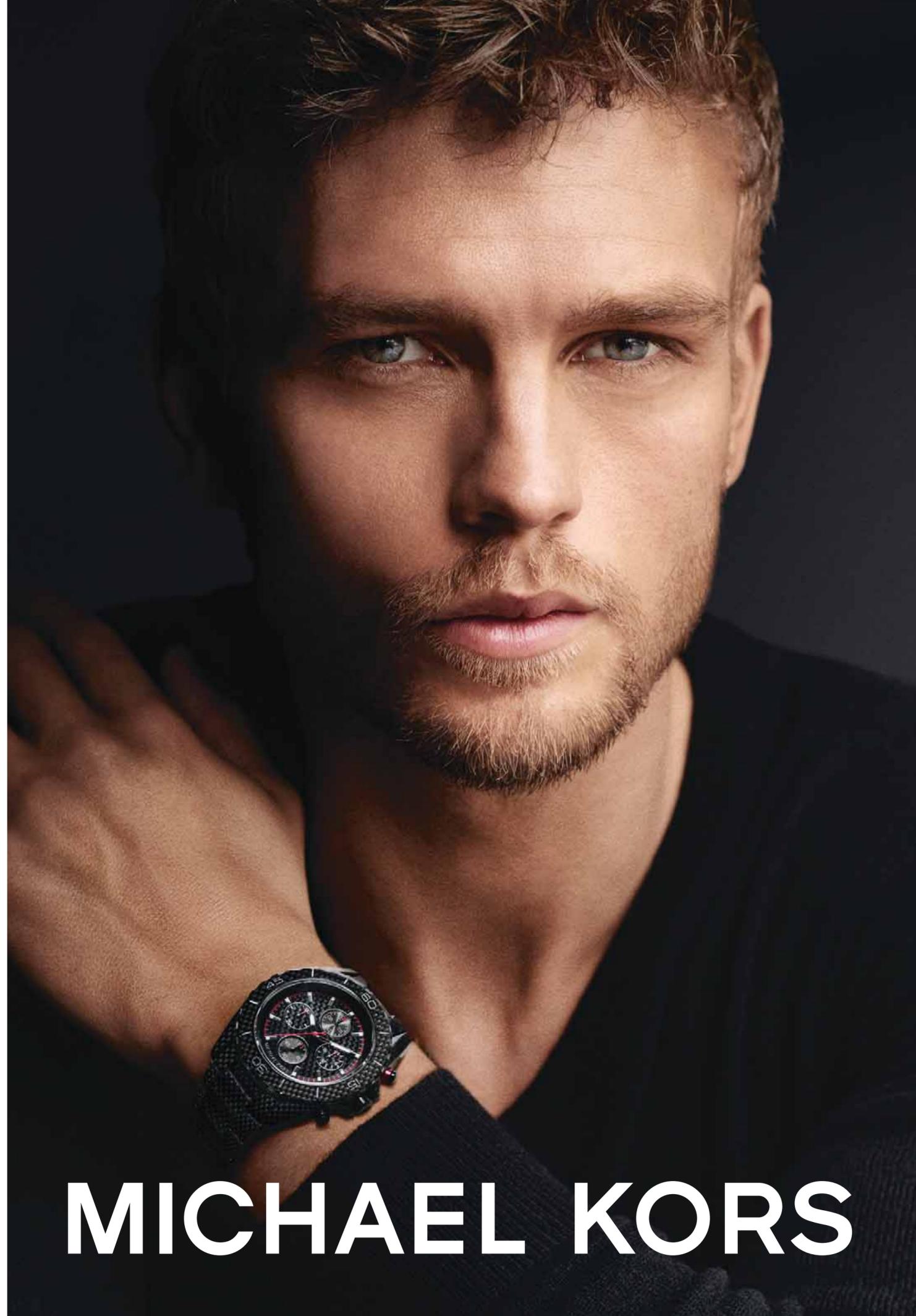
moncler.com

NEU

THE JETMASTER CARBON FIBER

EIN STARKES HIGHTECH-MODELL AUS ULTRALEICHTEN, ROBUSTEN KARBONFASERN MIT EINEM EINZIGARTIGEN DESIGN, DAS VON DER AUSGEFEILTEN TECHNIK UND DEN AERODYNAMISCHEN LINIEN EINES DÜSENJETS INSPIRIERT WURDE. INKLUSIVE CHRONOGRAPH MIT UNTERANZEIGEN, DIE BIS AUF EINE ZEHNTELSEKUNDE GENAU MESSEN KÖNNEN.

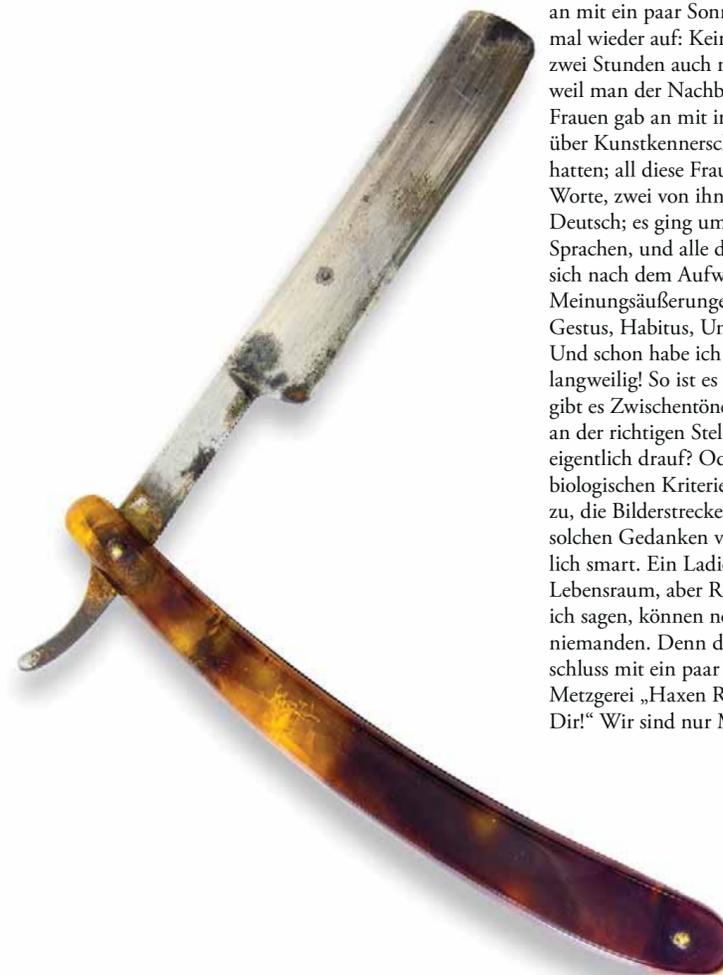
MICHAELKORS.COM/JETMASTER-DE



MICHAEL KORS

WIR SIND NUR MÄNNER

Das passte ja mal wieder! Drei Stunden vor Redaktionsschluss musste ich zu einem Mittagessen. Und ausgerechnet vor Beendigung des Männerheftes war es ein – Ladies' Lunch. Aber von wem kann man mehr lernen über Männer als von Frauen? Schließlich hatte ich alle Texte dieser Ausgabe gelesen – zum Beispiel die große Recherche zum Sinn des Mannes von Constanze Ehrhardt, die Transkripte einer Radio-Talksendung, die wir eins zu eins abdrucken, oder die Modestrecke, in der ein Mädchen einen Mann spielt. Ich wusste mithin bei unserem leichten Lunch, worauf ich achten musste. Also Augen auf! Wir saßen auf der Terrasse des Restaurants der Alten Oper mit tollem Blick auf die Hochhäuser, der Herbst strengte sich an mit ein paar Sonnenstrahlen, und wir redeten los. Da fiel mir mal wieder auf: Keine einzige dieser Modedamen stützte während der zwei Stunden auch nur einmal die Ellenbogen auf den Tisch, schon weil man der Nachbarin nicht den Blick verbauen wollte; keine dieser Frauen gab an mit irgendetwas, obwohl sie von Ballettfähigkeiten über Kunstkennerchaft bis zu Business-Toughness einiges zu bieten hatten; all diese Frauen sprachen rücksichtsvoll und nutzten gewählte Worte, zwei von ihnen sogar in einer wildfremden Sprache, nämlich Deutsch; es ging um Mode, Geschäft, Kunst, Läden, Städte, Familie, Sprachen, und alle durften ausreden; keine dieser Frauen verlegte sich nach dem Aufwärm-Champagner auf billige Späße oder extreme Meinungsäußerungen. Vielleicht sehe ich das ja zu positiv, aber Gestus, Habitus, Umgangston – das war einfach nur angenehm. Und schon habe ich den männlichen Kommentar im Ohr: Wie langweilig! So ist es nun auch wieder nicht, meine Herren. Wofür gibt es Zwischentöne und gehobene Augenbrauen und ein Lächeln an der richtigen Stelle? Haben wir Männer solche Kulturtechniken eigentlich drauf? Oder geht es noch immer um die ollen evolutionsbiologischen Kriterien Kraft, Schnelligkeit, Entschiedenheit? Ich gebe zu, die Bilderstrecke in diesem Heft mit den Bayern-Stars könnte zu solchen Gedanken verleiten. Aber, hey, diese Jungs sind auch ziemlich smart. Ein Ladies' Lunch wäre vielleicht nicht ihr natürlicher Lebensraum, aber Rumpelfußballer sind out. Wir Männer, das wollte ich sagen, können noch dazulernen. Umerziehen will ich hier aber niemanden. Denn da fällt mir ein, dass ich gleich nach Redaktionsschluss mit ein paar herzhaften Kollegen zum Oktoberfest bei der Metzgerei „Haxen Reichert“ gehe, Slogan: „Ich will ein Rind von Dir!“ Wir sind nur Männer. *Alfons Kaiser*



Salvatore Ferragamo

SHOP FERRAGAMO.COM

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Ären, Holger Appel, Christian Aust, Peter Badenhop, Claire Beermann, Christoph Borgass, Dr. Reiner Burger, Constanze Ehrhardt, Christian Eichler, Timo Frasch, Christiane Heil, Jonas Hermann, Jonathan Horstmann, Felicitas von Lovenberg, Hans-Heinrich Parsdey, Denise Peikert, Sabine Posniak, Anne Reimers, Peter-Philipp Schmitt, Florian Siebeck, Dr. Tilman Spreckelsen, Bernd Steinle, Jörg Thomann, Dr. Lukas Weber, Axel Wermelskirchen, Jennifer Wiekling, Michael Wittershagen

Bildredaktion:
Christian Matthias Pohlert

Art-Direktion:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofort Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 7591-2985.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Burkhard Petzold

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierth

LAYOUT:
Verena Lindner

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Primovis Ltd. & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg

Brioni

KARL HOLMQVIST



FELICITAS VON LOVENBERG war überrascht von dem Bilderschatz, den Joachim Unseld vor ihr ausbreitete. Die Literatur-Chefin dieser Zeitung wusste zwar, dass der Verleger einst viele Porträts von Suhrkamp-Autoren gemacht hatte. „Aber die Fülle und Qualität der Fotos hat mich umgehauen“, sagt Lovenberg. Wir zeigen erstmals eine Auswahl. (Seite 26)



CONSTANZE EHRHARDT und **JONATHAN HORSTMANN** verbindet nicht nur die Arbeit für die „Rhein-Main-Zeitung“. Schon im Studium diskutierten sie viel, auch über Männer (und Frauen). Da lag es nahe, dass er ihre große Recherche über den Mann von heute (Seite 34) kommentieren musste. Den gedruckten Text bearbeitete er mit Textmarker und Rotstift. Die Krise des Mannes ist vorüber, meint die Autorin. Er meint: nicht so ganz.



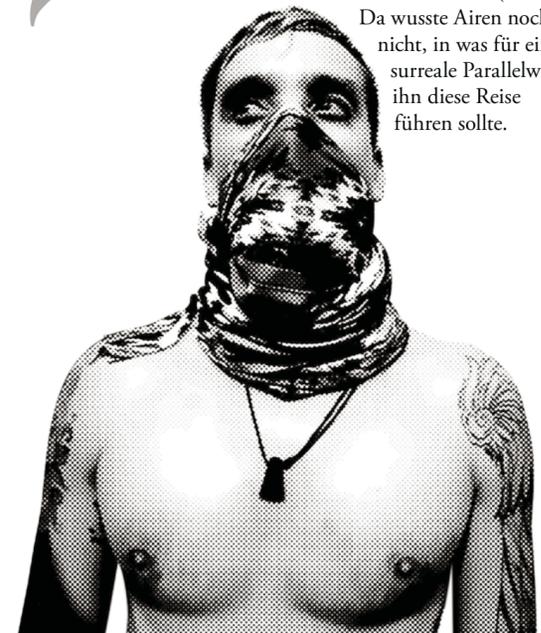
MICHAEL WITTERSHAGEN hat in seinem Leben noch keine einzige Folge der Fernsehserie „Grey's Anatomy“ gesehen. Aber zu Hause waren die Frauen ganz aufgeregt, als es hieß, er könne ein Interview mit Patrick Dempsey führen (Seite 60). Dabei ging es aber nicht um Hollywood, sondern um das Leben als Rennfahrer. Und um seinen Porsche, für den inzwischen mehr als 200.000 Dollar geboten werden.

MITARBEITER

CELINA PLAG (rechts) und **LEONIE VOLK** (vorne) waren in letzter Zeit viel für uns unterwegs. Die beiden Stylistinnen aus dem Team von Markus Ebner produzierten das Cover-Shooting für die September-Ausgabe und die Folge-Aufnahmen, in denen Lena Hardt als Mann auftritt. Aber das war natürlich alles nichts gegen die Begegnung mit dem FC Bayern. Mit Ebner und Fotograf Jork Weismann setzten sie fünf der besten Bayern-Spieler an der Allianz-Arena ins Bild (Seite 40). Auch Manuel Neuer schien zufrieden damit.



AIREN ist in Mexiko zu Hause. Als freier Autor schreibt der Zweunddreißigjährige unter anderem für die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung über das immer wieder überraschende Land. Auf einer seiner Reisen traf der deutsche Schriftsteller („Strobo“, „I Am Airen Man“) in einer Dorfkneipe in Morelos den polnischen Einsiedler Don Chez – und verabredete mit ihm einen Besuch auf seiner Ranch in der Sierra Madre (Seite 74). Da wusste Airen noch nicht, in was für eine surreale Parallelwelt ihn diese Reise führen sollte.





STUART WEITZMAN

GROSSE BOCKENHEIMER STR. 43 FRANKFURT +49 (0)69 21997279 STUARTWEITZMAN.COM



Rolle rückwärts: Designstudenten haben sich alte Alltagsprodukte angeschaut – und sie in zeitgemäßer Form entworfen. (Seite 24)



Lena Hardt, Model unseres September-Covers (rechts), ließ sich für diese Ausgabe in Männermode fotografieren (Seite 62). Es ist nicht unser einziger Kommentar zum großen Thema „Gender“.



ZUM TITEL

Mario Götze, von Jork Weismann in der Allianz-Arena in München fotografiert, trägt Smokingjacke, Shirt und Tuch von Giorgio Armani.

- 16 KARL LAGERFELD
- 60 PATRICK DEMPSEY
- 68 CLEMENS SCHICK
- 80 SIMON DE PURY
- 90 CRO

IM RADIO In der Talksendung „Lateline“ reden Männer über große Gefühle. *Seite 38*

IM FLOW Vor 125 Jahren wurde das hawaiianische Surf-Idol Duke Kahanamoku geboren. *Seite 58*

IM GESICHT Der Slam-Poet Patrick Salmen enthüllt, was sich hinter dem Bart verbirgt. *Seite 70*

IM SCHATTEN Unbekannte Größen: die Ehemänner dreier Ministerpräsidentinnen. *Seite 72*

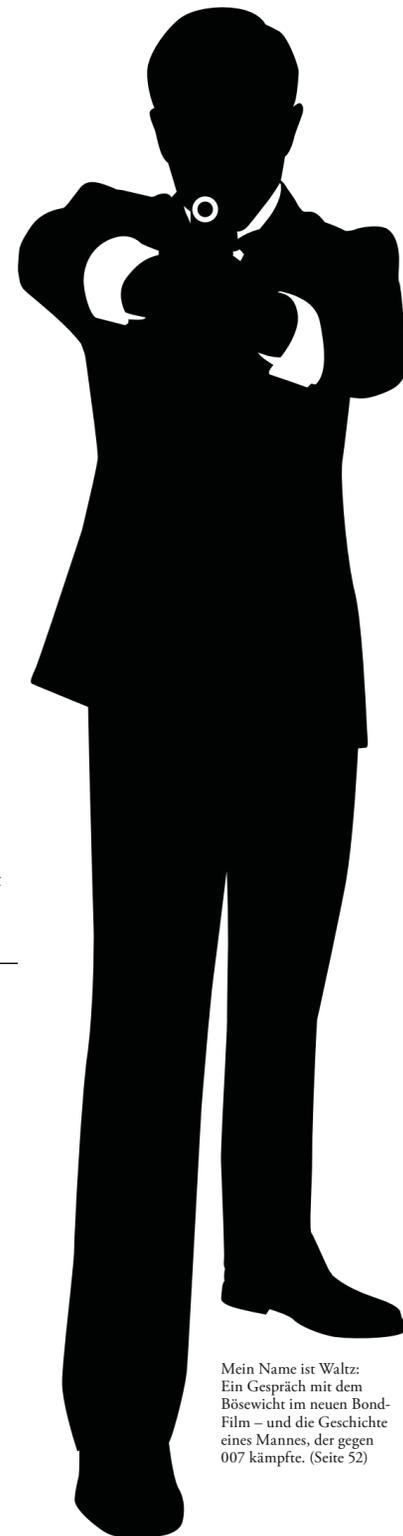
IM GLAS Männerdrinks? Frauenweine? Alles Begriffe von vorgestern. *Seite 79*

IM ERNST Karl Lagerfeld erklärt im Interview, was es mit seinem Zopf auf sich hat. *Seite 88*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 14. November bei.

Der erste Eintrag im Signierbuch. Mit Autoren wie Ingeborg Bachmann ging die Familie Unseld freundschaftlich um. Das zeigt sich auch an Joachim Unselds Fotos. (Seite 26)

FOTOS: MARKUS PRITZ/DI, HELMUT FRÖLICH, GERHARDT KELLERMANN



Mein Name ist Walt: Ein Gespräch mit dem Bösewicht im neuen Bond-Film – und die Geschichte eines Mannes, der gegen 007 kämpfte. (Seite 52)

BOSS
HUGO BOSS
eyewear

BOSS 0737

Vor fünfzig Jahren

Es war ein Rekord, wieder mal. Die größte Buchmesse, die Frankfurt je erlebt hatte. 2379 Aussteller aus 38 Ländern, mehr als 150.000 ausgestellte Bücher – die Zahlen waren beeindruckend. So beeindruckend, dass Friedrich Wittig, der Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels, bei der Eröffnung der Buchmesse des Jahres 1965 „mit beklommenem Stolz“, wie der Reporter dieser Zeitung festhielt, in die Runde fragte: „Wer soll das alles aufnehmen und verarbeiten?“ Die Frage stellt sich 50 Jahre später immer noch – und sie ist angesichts von zuletzt mehr als 7000 Ausstellern in Frankfurt nicht einfacher geworden. Da war die Buchmesse 1965 noch vergleichsweise übersichtlich.

Über den Star dieser Buchmesse, die populärste Figur an den Ständen, gab es damals keinen Zweifel. Auch wenn der Star für gewöhnliche Messebesucher gar nicht zu sprechen war. Er war zum ersten Mal auf der Frankfurter Buchmesse, und vielleicht drängten sich die Menschen deshalb schon eine Stunde vor seinem Auftritt um den Stand seines Verlegers, neugierig, erwartungsvoll, um ihn endlich zu sehen. Als es so weit war, wurde der Autor der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart „lebhaft begrüßt“, so wurde berichtet. Er hieß Konrad Adenauer. Der Alt-Bundeskanzler stellte am 13. Oktober 1965 den ersten Band seiner Erinnerungen vor.

Das gesellschaftliche Ereignis, auf dem unser Bild entstanden ist, die „Playboy“-Party am Rande der Buchmesse im Hotel Frankfurt Intercontinental, musste mit ziemlicher Sicherheit ohne Adenauer auskommen. Über einen Besuch des Kanzlers auf der „Bunny“-Parade ist jedenfalls nichts bekannt. Dafür waren, wie man sieht, viele andere lustige Menschen da, was auch nicht anders zu erwarten war. Der „Playboy“, das war laut Begründer Hugh Hefner ein Leitfadens für „the good life“, das gute Leben. Und welcher vernünftige Mann hätte gegen so einen Leitfadens je etwas einzuwenden gehabt?

Das gute Leben, das bedeutete für Hefner vor allem die Freiheit, seinen Lebensstil selbst wählen zu können, und der Stil, den er wählte und den er der amerikanischen Nachkriegs-Mittelklasse in seinem Magazin vor Augen führte, das war das „Playboy life“: wenige Verpflichtungen und viele Vergnügungen, ein gewisser Sinn für Kunst und Kultur, und alles auf der Basis von Wohlstand und ökonomischer



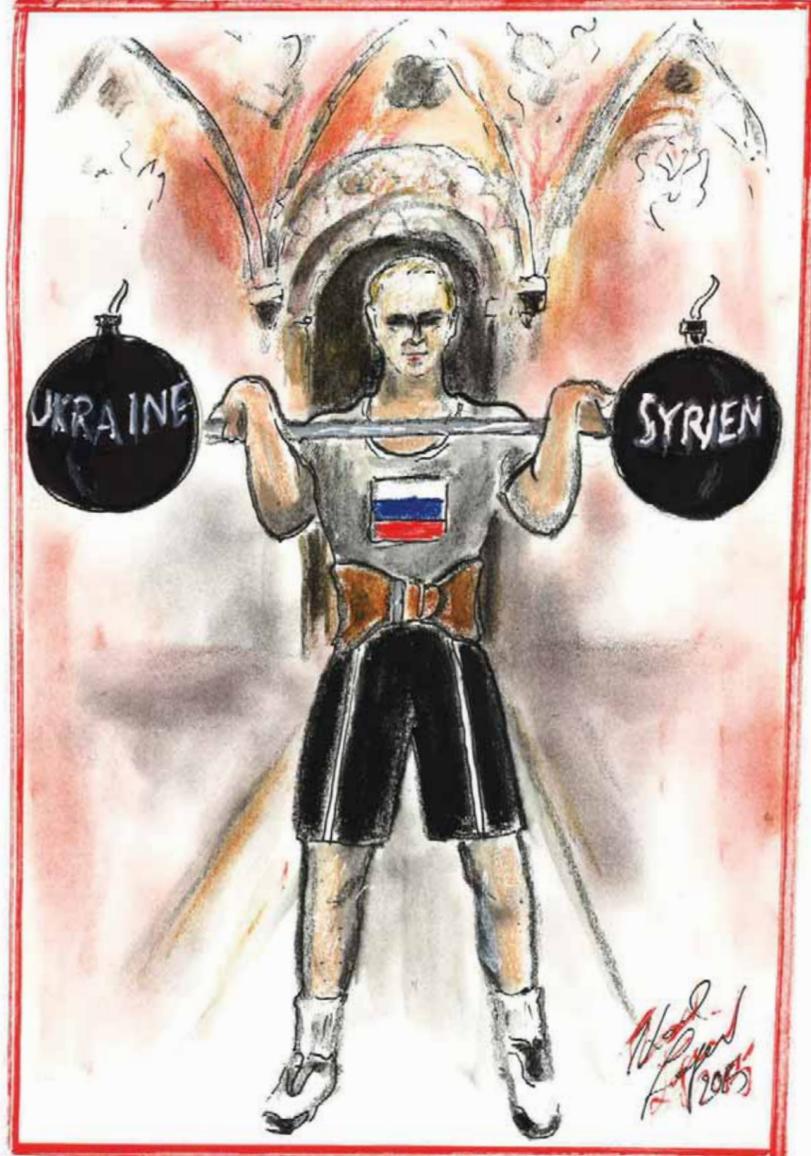
Sicherheit. Hefner schuf ein Heft für aufstiegs-willige und konsumfreudige Genießer, in dem die Erotik buchstäblich einen zentralen Platz einnahm.

Nun also, im Oktober 1965, war diese explosive Mischung in Deutschland gelandet, in einem Frankfurter Messe-Hotel. Dort stellte Robert Preuss, einer der „Playboy“-Direktoren aus Chicago, Deutschlands erstes „Bunny“ vor. Die erste deutsche „Playboy“-Ausgabe lag da noch in weiter Ferne, sie folgte erst knapp sieben Jahre später. Doch das „Playboy“-Lebensgefühl war schon genug, um aus gestandenen Geschäftsmännern spielende Jungs zu machen. Oder, je nach Sichtweise, um sich vor einem Häuschen zum Affen zu machen.

Die besondere Kraft dieses Lebensgefühls, ihre Fähigkeit, Menschen zu verwandeln, war schon den Zeitgenossen nicht entgangen. „Der neckische Ohrenkopffputz“, stand am 16. Oktober 1965 unter dem Bild in dieser Zeitung, „macht hier Männer, die sonst einer ganz normalen Arbeit nachgehen, für ein paar Stunden zu Playboys mit Mastroianni-Gesten aus Fellinis ‚Dolce Vita‘.“ So leicht ist es also doch nicht, das „Playboy life“: Von der Kunst des guten Lebens zum gekünstelten guten Leben ist es manchmal nicht weit. *Bernd Steinle*

Aus der F.A.Z. vom 16. Oktober 1965: Auf der „Playboy“-Party am Rande der Buchmesse macht sich ein Mann vor einem Hasen zum Affen. Foto Lutz Kleinhans

ACHTUNG GEFAHR!

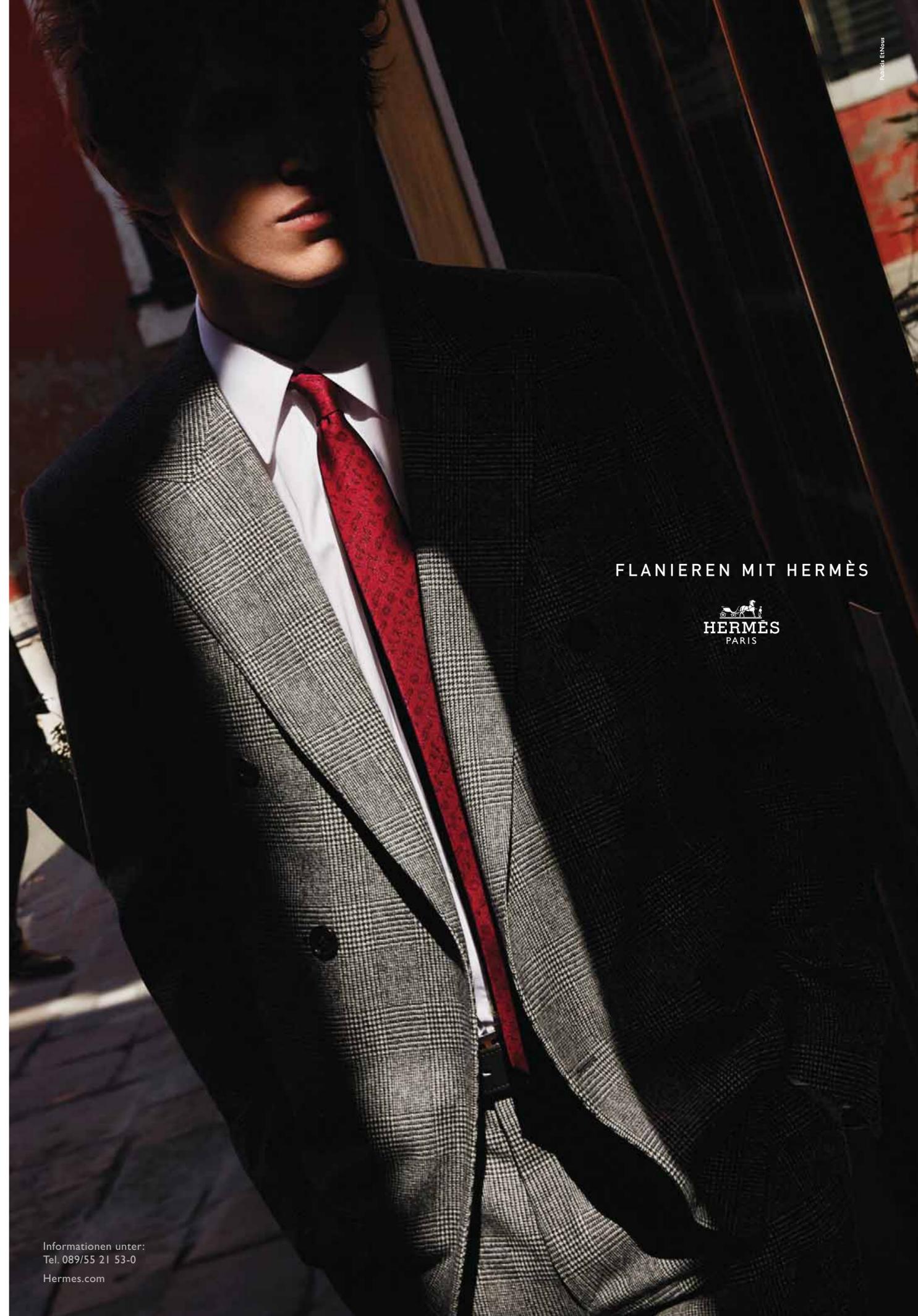


Gewichtstraining im Thronsaal des Kremles

KARL LAGERFELD ZEICHNET EINEN BOMBENHEBER

In Russland mischt sich der Körperkult seit einigen Jahren in die politische Kultur. Niemand sieht das besser als ein Modeschöpfer, der sich immer wieder mit Muskeln und Maskeraden auseinandersetzt. Kein Wunder also, dass unser Zeichner Karl Lagerfeld in seiner Karikatur zum Männer-Heft ein weltpolitisch brisantes Thema aufgegriffen hat, das gleich mehrere blutige Konflikte umfasst. Putin trainiert im prächtigen Thronsaal des Kremles (wo er auch seine Amtseide als Präsident abgelegt hat) sein persönliches geostategisches Gleichgewicht. In zwei internationalen Großkonflikten nimmt der russische Herrscher unkonventionelle Positionen ein: Die syrische

Armee unterstützt er als Assad-Verbündeter mit hochentwickelten Waffen, und in der Ukraine stiftet der Unterstützer russischer Rebellen weiter Unruhe. „Das kann explodieren“, sagt Lagerfeld. Wer dann auch noch Opfer sein könnte, kann man sich angesichts der Bomben im Bild ausrechnen. „Dieser Putin ist eine wahre Gefahr“, meint Lagerfeld, der sich gleich nach Fertigstellung seiner „Karikatur“ anderen Themen widmen musste, nämlich den großen Schauen für Fendi in Mailand und Chanel in Paris. Auch die Mode zelebriert Muskelspiel und Körperkult – aber zum Glück nicht mit so katastrophalen Auswirkungen auf die Menschheit. (kai.)



FLANIEREN MIT HERMÈS

HERMÈS
PARIS

PRÊT-À-PARLER

WAS KOSTET DIE WELT? IN DIESE VISITENKARTENETUIS PASST NUR GROSSES GELD

In der Brieftasche eines Mannes steckte früher mal seine Freiheit: der Führerschein, der übergroße Personalausweis, das Heft, um jederzeit einen Scheck auszustellen. Für all diese Dokumente brauchte es eine standesgemäße Hülle. Heute benötigt man weniger Platz für ein freizeithohes Gefühl. Es ist längst auf Chipkartengröße geschrumpft, höchstens.

Erst ersetzen die Kreditkarten die Schecks, dann kam der kleine Führerschein, dann der Personalausweis. Und bei all diesen Veränderungen in der Brieftasche ist das Objekt selbst zum Dinosaurier der Geldbörsen verkommen. Sogar das Portemonnaie für die Geschäftstasche wirkt ein bisschen wie aus der Zeit gefallen, wenn man es mit den recht handlichen Teilen auf dieser Seite vergleicht: Das Herrenportemonnaie ist jetzt immer öfter ein Visitenkartenetui. Mal ist es schlicht und gediegen – so wie früher wirklich nur die ganz großen speckigen Brieftaschen, die Männer jahrzehntlang durch ihre Hände hatten gleiten lassen. Die Modelle von The Bridge (2) in Schokobraun oder von Marc O'Polo (4) in Schwarz wären da zwei würdige Nachfolger. In die Seitenfächer kommen die Karten, das Fach oben wird für Geldscheine umfunktioniert. Kleingeld? Ach, was kostet die Welt, das kann in der Schublade verstauben.

So könnte das Visitenkartenetui als Geldbörse das nächste große Ding werden – zumindest unter

eher jüngeren Männern oder jenen, die das Autofahren später als früher gelernt haben. Der große Führerschein wäre der einzige Einwand, den man gegen so ein Etui als Geldbeutel haben könnte. Mittel zum individuellen Ausdruck ist es jedenfalls schon bei einer Minderheit. Wie sonst lassen sich Modelle erklären in Sonnenblumengelb von Michael Kors (1), von Tod's in Bordeauxrot (6) oder von Hugo Boss (7) aus exotischem Straußenleder? Da wundert man sich schon fast, dass diese Marken zu all ihren Etuis noch keinen kostenlosen Personalisierungs-Service anbieten, nämlich die Initialen aufzudrucken.

Nicht zum ersten Mal verzichten junge Männer übrigens zunehmend auf das dicke Portemonnaie. Im 17. Jahrhundert wurden Hosen modern, die mit eingearbeiteten Geldfächern für Münzen ausgestattet waren. Kaufleute dürften aber schon damals eher den großen Stielbeutel bevorzugt haben, mit vielen verschiedenen Säckchen, für jede Währung einen. Der war offensichtlicher als jede Brieftasche.

Es darf aber trotzdem ein bisschen mehr Flash sein, als so ein schmales Etui zu bieten hat? Wie wäre es mit dem Etui aus Sfumato-Leder von Montblanc (5), dessen verrauchte Schattierungen auf eine Technik von Leonardo da Vinci zurückgehen? Oder mit dem Geldbriefchen in Gold von Mulberry (3)? Wie, das soll eher etwas für Frauen sein? Auf gar keinen Fall. Denn während das Portemonnaie des Mannes schrumpft, werden deren Geldbörsen interessanterweise immer größer und rechteckiger. Aber das ist ein anderes Thema. (jwi.)



www.brunellocucinelli.com

Die Natur macht nichts vergeblich

— ARISTOTELES —



BRUNELLO CUCINELLI



Geophysic Universal Time

Philippe Jordan, Chefdirigent und Musikdirektor in Paris und Wien

JAEGER-LECOULTRE

Open a whole new world

KINDERKRAM

Ullrich findet, dass alles immer komplexer wird, hatte unsere Freundin, die Buchhändlerin gesagt, als wir am Telefon nach einem Termin für den nächsten Spieleabend gesucht hatten.

Wie meint er das denn, hatte ich gefragt, und die Buchhändlerin hatte gesagt, dass sie das auch nicht so genau wisse. Nur dass Ullrich ständig über seine Kollegen schimpfte, die Steuererklärung im letzten Moment mache und sein Smartphone nicht bedienen könne.

Braucht er denn unbedingt ein Smartphone, hatte ich gefragt, aber die Buchhändlerin hatte gesagt, dass es darum gar nicht gehe und dass Ullrich mit der Waschmaschine auch nicht zurecht komme.

Als sie dann da waren, sah ich Ullrich zum ersten Mal unrasiert. Steht dir gut, der Bart, sagte meine Frau. Das ist erst der Anfang, sagte Ullrich und stocherte im Nachttisch herum, von jetzt an wird der ganze Ballast der Zivilisation über Bord geworfen. Wenn unsere Vorfahren ihre Zeit damit verschwendet hätten, sich zu rasieren, hätten sie die Eiszeit nicht überlebt.

Aber hin und wieder gehst du schon noch unter die Dusche, Ullrich, ja, sagte die Buchhändlerin.

Ullrich sagte, sie habe offensichtlich nicht verstanden, worum es ihm gehe. Meine Frau fragte, ob jemand noch von dem spanischen Rotwein wolle, und unser Sohn, was denn nun mit dem Spiel sei.

Genau, das Spiel, rief Ullrich, und seine Miene hellte sich auf, gut, dass du danach fragst, Kleiner! Denn eigentlich habe ich das extra für dich mitgebracht. Du musst ja nicht in dieselbe Falle tappen wie wir Alten.

Was denn für eine Falle, fragte die Buchhändlerin. Und sag jetzt bloß nichts Falsches, Ullrich!



Das Spiel heißt „Jäger und Späher“, sagte Ullrich. Es geht ums Überleben in der Steinzeit. Man kann es eigentlich nur zu zweit spielen, aber wir können ja Mannschaften bilden. Oder, in diesem Fall: Stämme. Euer Sohn und ich, wir spielen zusammen, da könnt ihr anderen euch warm anziehen.

Er legte das Spielbrett auf den Tisch und verteilte die Charakterkarten. Jeder Stamm bekam einen Jäger, einen Späher, einen Häuptling und eine Sammlerin. Auf der fünften Karte stand „Nachwuchs“. Dann zogen wir aus, um Fleisch, Fett oder Früchte zu ergattern und unsere Hungerkarten loszuwerden. Wir suchten in der Wildnis nach Holz und legten Gemüsebeete an.

Siehst du, Kleiner, sagte Ullrich zufrieden, als es mit dem Bau des Lehmofens geklappt hatte, wir machen die platt, die vom anderen Stamm. Niemand macht so gute Steinbeile und Mörser wie wir. Er rechnete die Siegpunkte dieser Runde aus und rückte seinen Spielstein zufrieden auf dem Brett weiter in Richtung Ziel.

Sag mal, Ullrich, wieso kommt ihr eigentlich so gut voran, fragte die Buchhändlerin.

Siehst du doch, sagte Ullrich, wir sind fleißig und wissen, wie man die Ressourcen nutzt. Schade, dass das Spiel nicht noch weiter geht, eigentlich müssten wir anfangen, Häuser zu bauen und Felder zu bestellen.

Nennt man das dann Zivilisation, fragte die Buchhändlerin harmlos.

Rasierst du dich jetzt mit dem Steinbeil, Ullrich, fragte meine Frau.

Und ich brachte unseren Sohn ins Bett. *Tilman Spreckelsen*

FOTOS: P. J. / MICROPHOTOGRAPHY, HERSTELLER

PRÊT-À-PARLER

SCHLAFES BRÜDERCHEN

In seinem Sessel, sagte Flemming Lassen einst, fühle man sich „so warm und sicher wie ein Eisbärenjunges im Schoß seiner Mutter auf dem Inlandeis“. Lassen war Däne, er wurde 1902 in Kopenhagen geboren. Auch wenn er vielleicht nicht viel mehr über das Befinden eines Eisbärenjunges weiß als die meisten anderen Menschen, so ist sein Sessel mit dem einprägsamen Namen „Der müde Mann“ („Den Trætte Mand“) doch ungewöhnlich bequem. Lassen galt als unkonventionell. Die geschwungenen, voluminösen Formen, mit denen er seine Möbel in den dreißiger und vierziger Jahren ausstattete, passten so gar nicht zum Modernismus, wie er auch im damaligen Dänemark vorherrschend war. Als Architekt fand der Designer zwar eine eher geradlinig schlichte Formensprache, zu Hause aber fläzte er sich selbst gerne in den gemütlichen Sessel. Das dänische Unternehmen by Lassen hat die Rechte gleich an zwei der bedeutendsten Gestalter des Landes, die zufällig auch noch Brüder waren: Mogens (1901 bis 1987) und Flemming Lassen (1902 bis 1984). Zwei Enkel von Mogens Lassen, Nadia und Soren, führen die Firma im Sinne ihrer berühmten Vorfahren. Zu den altbekannten Neuheiten zählt seit kurzem auch wieder „Der müde Mann“, der sogleich als „Comeback des Jahres 2015“ ausgezeichnet wurde. Wer übrigens einen Originalsessel von 1935 besitzt, kann sich glücklich schätzen: 2014 wurde ein echter Lassen für fast 200.000 Euro versteigert. (pps.)



MANN OH MANN!

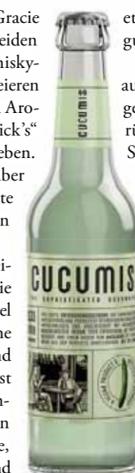
Niemand ist perfekt, nicht einmal Männer. Wir haben uns bei Menschen umgehört, die viel Umgang mit Männern haben, und sie nach ihren unschönsten Erfahrungen gefragt. Zehn Dinge, die an Männern nerven:

- Das steinzeitliche Begrüßungsritual, bei dem sie sich in die Arme fallen und umgehend in einen Wettstreit treten, wer dem anderen lauter und länger auf den Rücken hauen kann.
- Die Gabe, selbst auf einem Einstundenflug die Mitpassagiere mit lautstarkem Schnarchen zu entnerven.
- Das Vergnügen daran, nachts um drei in sturzbrunnen Kleingruppen Lieder zu grölen, die sich stets wie Schlachtgesänge anhören. Warum immer so aggressiv, Jungs? Gregorianische Choräle würden viel angenehmer klingen.
- Die Gewohnheit, schmutziges Geschirr bloß nicht in die Spülmaschine zu stellen, sondern immer oben drauf.
- Die Unfähigkeit, einen Fehler zugeben zu können.
- Der Hang, in der Sauna die Stille durch theatralisches Prusten, Seufzen und Ganz-Laut-Durchschnaufen zu füllen.
- Die Tendenz, sich und ihre Fähigkeiten maßlos zu überschätzen – indem sie zum Beispiel nie und nimmer eine Gebrauchsanweisung lesen.
- Der Drang, in Gegenwart anderer Männer oder wenn sie unter Freunden sind, stets obercool wirken zu wollen.
- Die Treue, mit der sie an uralten Kleidungsstücken hängen, die außer ihnen selbst keiner mehr sehen kann.
- Die Pose, sich ungefragt zum Problemlöser aufzuschwingen und besserwisserische Ratschläge zu erteilen, die gar keiner haben wollte.

DIESE GURKE IST KEINE BANANE

Auf die Idee mit der Gurke sind als erste Lesley Gracie und ihr Kollege John Ross gekommen. Als die beiden Brennmeister Ende der Neunziger für das Whisky-Haus William Grant & Sons einen neuen Gin kreieren sollten, haben sie monatelang mit allen möglichen Aromen herumexperimentiert – und ihrem „Hendrick“ schließlich Gurken- und Rosen-Essenzen beigegeben. Die Konkurrenz schüttelte entgeistert die Köpfe über die Gurken-Scheibe im Gin-Tonic. Aber heute trinkt alle Welt diesen und alle möglichen anderen Drinks mit *cucumis sativus*.

Was die beiden Schotten angezettelt haben, treiben zwei Hamburger Jungunternehmer jetzt auf die Spitze: Mit ihrer „Cucumis“ haben Vasco Emmanuel Kulke und Till Fischer-Bergst die erste deutsche Gurken-Limonade auf den Markt gebracht – und die Gin- und Cocktail-Szene im ganzen Land ist begeistert. Seit der offiziellen Vorstellung im Frühjahr rennen die Kunden den beiden Firmengründern die Bude ein. Längst hat es die hellgrüne Brause, die auf Gürkensaftbasis mit Fruktose gesüßt und



etwas Basilikum veredelt wird, in gehobene Bars und gut sortierte Getränke-Läden geschafft.

Wie die beiden schottischen Brennmeister, so haben auch Kulke und Fischer-Bergst lange an ihrer Rezeptur gefeilt, gut anderthalb Jahre. Das Ergebnis ist eine zurückhaltend gesüßte frische Limonade mit deutlichen Salatgurken-Noten in der Nase wie am Gaumen. Die Kombination mit „Hendrick“ ist ideal, aber auch zu anderen Gins mit kräftigen Wacholder-Aromen macht „Cucumis“ eine gute Figur.

Und weil die Szene nicht schläft, gibt es inzwischen sogar schon einen Rivalen: Der Hamburger Aromen- und Parfüm-Hersteller Weisswange, der seit einiger Zeit auch einen Gin sowie verschiedene Liköre, Sirups und Limonaden anbietet, hat nun auch ein Tonic Water mit Gurken-Note im Programm. Auch diese hellgrüne, leicht bittere und deutlich nach Gurke schmeckende Brause hat das Zeug zum Klassiker. Denn sie passt nicht nur bestens zum klassischen Wacholderbrand, sondern auch sehr gut zu Wodka. (bad.)



Schon seit 30 Jahren auf der Bühne: Tommy Hilfiger lässt sich im September in New York feiern.

DER AMERIKANISCHE MYTHOS HEISST TOMMY

„Diese 30 Jahre – wie schnell sie vergangen sind!“ Da kann man Tommy Hilfiger, der 1985 seine eigene Marke gründete und gerade mit einer Schau gefeiert hat, nur beipflichten. Allein diese 30 Minuten in seinem Büro an der 26. Straße in Manhattan – wie schnell sie vergehen!

Man muss also die Zeit anhalten, aus dem Fenster schauen, die Aussicht genießen. Die Lagergebäude in der Nähe des Hudsons, also am alten Hafen von New York, sind zwar meist nicht so heimelig. Aber in den oberen Geschossen hier in Chelsea blickt man über die Piers und den Fluss bis hinunter zur Freiheitsstatue.

Noch besser: Wenn Tommy Hilfiger auf seinem lederen Bürostuhl am Schreibtisch sitzt und den Drehstuhl leicht nach links schwingt, dann kann er, falls er die Freiheitsstatue mal nicht sieht im Dunst, immerhin auf der anderen Straßenseite eine amerikanische Flagge sehen. Hätte dieser Mann überhaupt die Chance, etwas anderes als Blau, Rot, Weiß in die Welt zu setzen? Sterne, Streifen, Stimmung segeln quasi automatisch auf die Poloshirts.

Man wird sich wundern. Tommy Hilfiger wurde nämlich nicht immer durch schöne Aussichten angeregt. Er spricht nicht sogleich über biographische Tiefen und Untiefen. Erst einmal betet er seine Trias aus „quality, look, price“ herunter, die ihn zum Erfolg geführt habe. Dann lobt er die Deutschen, bei denen er gut ankommt, mit Dutzenden Geschäften und Umsätzen in dreistelliger Millionenhöhe. Warum übrigens ausgerechnet Deutschland? „Keine Ahnung, aber in allen deutschsprachigen Ländern ist es so. Seit Beginn werden wir toll aufgenommen.“ Und nach einer Pause: „Die Franzosen sind anders.“ Das hatten wir uns schon immer gedacht.

Tommy Hilfiger, 1951 als Urenkel deutscher und Schweizer Einwanderer geboren und in Elmira im Bundesstaat New York aufgewachsen, eröffnete in der 30.000-Einwohner-Stadt schon mit 18 Jahren ein kleines Geschäft. Die Jeans, die er da verkaufte, waren ihm nicht gut genug, in New York hatte er andere gesehen. Aber damals gab es doch schon so viele Denim-Marken? „Ich habe immer gedacht: Ich kann es vielleicht besser.“

Er konnte es ein bisschen besser. Dennoch ging er pleite: „Wir haben viele Auf's und Abs gehabt.“ Selbstmitleid muss man da nicht heraushören, denn schon redet er weiter: „Heute geht's mir gut, mit viel Wachstum in vielen Weltregionen, Amerika natürlich, Europa, aber inzwischen auch China, wo wir viele Geschäfte eröffnet haben.“ Für

P. DIDDY IST DER CASH KING

Hat Young Thug sich vielleicht doch geirrt? „Wenn man als Rapper 30 oder 40 ist, hören jüngere Leute nicht mehr zu. Wie bei Jay-Z. Der hat heute die besten Texte, aber ich würde seine CD nie kaufen. Weil er alt ist.“ So spöttelte der 23 Jahre alte amerikanische Hip-Hop-Nachwuchs vor einigen Monaten. Auf der Liste der rappenden Großverdiener, die das Wirtschaftsmagazin „Forbes“ vor kurzem veröffentlicht hat, steht der 45 Jahre alte Jay-Z trotzdem weit oben – nur vier Millionen Dollar hinter P. Diddy, der das Ranking mit Jahreseinnahmen von etwa 60 Millionen anführt, und 16,5 Millionen vor Drake, als Musikproduzent auch unter dem Pseudonym Champagne Papi bekannt.

Ganz falsch liegt Young Thug aber nicht. Den Titel der Cash Kings verdanken Rapper wie P. Diddy, Jay-Z und Dr. Dre dieser Tage vor allem dem Talent, Nostalgie in bare Münze zu verwandeln. Der 45 Jahre alte P. Diddy, seit Jahren nur noch gelegentlich auf der Bühne zu sehen, verdingt sich als Markenbotschafter für den französischen Wodka Ciroc, verkauft unter dem Label Sean John Mode und betreibt den Fernsehsender Revolt. Auch Shawn Carter, wie Jay-Z bürgerlich heißt, firmiert längst als Rapper/Produzent/Unternehmer. Der Fünfundvierzigjährige aus den Marcy Houses, einer Sozialbausiedlung in Brooklyn, verkauft heute Kosmetik (Carol's Daughter), Mode (Rocawear) und gepflegte Abendunterhaltung. Als sein Freund Barack Obama vor drei Jahren die Kasse für die Wiederwahl füllen musste, organisierte Jay-Z im eigenen New Yorker Club 40/40 kurzerhand eine Spendengala für den Präsidenten. „Meine Marken liegen mir am Herzen. Sie sind ein Teil von mir“, sagt Jay-Z. Mit einem Vermögen von mehr als 550 Millionen Dollar zählt er zu den reichsten Rappern. Die Marcy Houses hat er mit Ehefrau Beyoncé gegen Villen in New Orleans, Los Angeles und den Hamptons getauscht.

Auch Dr. Dre schlägt heute einen weiten Bogen um das verwaiste Compton bei Los Angeles, wo er in den Neunzigern mit Marion „Suge“ Knight das Musiklabel Death Row Records gründete. Nach Aufnahmen mit Rappern wie Ice Cube, DJ Yella und Snoop Dogg versuchte sich der Fünzigjährige als Schauspieler, bevor er im Sommer 2008 auch Unternehmer wurde. Als Dr. Dre sein Kopfhörer-Imperium Beats Electronics im vergangenen Jahr für drei Milliarden Dollar an den Technologiekonzern Apple verkaufte, avancierte er zum Musiker mit dem bisher höchsten Jahreseinkommen. Auf das lange angekündigte Album „Detox“ warten die Fans dagegen vergeblich. „Ich habe lange daran gearbeitet, aber es ist nicht gut genug. Mir fehlt das richtige Gefühl“, sagte Dr. Dre dem Magazin „Rolling Stone“ vor kurzem. Der Soundtrack „Compton“, den er für den Kinofilm „Straight Outta Compton“ mit Eminem, Snoop Dogg sowie Rappern der nächsten Generation wie Kendrick Lamar und King Mez einspielte, soll nun sein letztes Album sein.

„Hip-Hop dreht sich darum, jung und ambitioniert zu sein. Ich hätte keine Lust, mit 30 noch als Rapper aufzutreten“, ließ auch Drake durchblicken. Für die Zeit nach der Karriere sorgt der Achtundzwanzigjährige vor. Als Werbegesicht für Sportartikel und Limonade steigerte der Kanadier sein Einkommen so stark, dass er mit 39,5 Millionen Dollar Dritter bei „Forbes“ wurde. „Ein Platz auf der Liste der Hip-Hop-Großverdiener gehört zu den Zielen, die ich mir jedes Jahr aufs Neue stecke“, sagte Drake. „Neben guter Musik.“ *Christiane Heil*



Großverdiener: P. Diddy, Jay-Z, Drake, Dr. Dre (von links oben, im Uhrzeigersinn)



WWW.MOORER.IT

PRÊT-À-PARLER



PUNKAH Wie Vogelschwingen bewegen sich die Wedel unter der Decke der „Long Bar“ im Raffles-Hotel in Singapur. Vom Lufthauch ist zwar wenig zu spüren, doch die gleichmäßigen Geräusche unter der Decke haben wenigstens etwas Beruhigendes. Man muss heute weit reisen (und eigentlich zurück bis in die Kolonialzeit), um einen der Deckenfächer mit Namen „Punkah“ zu finden. Einst waren sie eine Errungenschaft, denn die Diener konnten ihre Wedel aus der Hand legen. Heute wirken sie wie aus der Zeit gefallen. Auch im Raffles, wo sie immerhin noch eine kleine Attraktion sind. Ansonsten lohnt der Abstecher in die erst kürzlich an anderer Stelle im Hotel wieder eingerichtete Bar nicht, in der angeblich der „Singapore Sling“ vor 100 Jahren erfunden wurde. Was das Hotel anbietet, ist viel Touristennepp. Die knapp 20 Euro für einen der hauseigenen Cocktails gehören genauso dazu wie die Erdnusschalen auf dem Boden, die bei jedem Schritt der Gäste und Kellner knacken. Maximilian Gößler, Designstudent an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart, hat den

„Punkah“ neu erfunden. Sein Fächer aus Elastollan und Elastoflex wird von einem Motor bewegt, der im Flügel versteckt ist. Als Anwendungsgebiet für die stehende Windmaschine sieht der 23 Jahre alte Mittelfranke das Büro: Die ruhige und anmutige Form der Belüftung trage zu einer angenehmen Arbeitsatmosphäre bei.

Lesende Frau unter Punkah, 1863



WYATT EARP Mitte der sechziger Jahre des vorvorigen Jahrhunderts traten Franzosen erstmals in die Pedale. Pierre Michaux und Pierre Lallemont gelten als Erfinder des modernen Fahrrads – der eine verpasste der Draisine den Kurbelantrieb in seiner Heimat, der andere als Emigrant in den Vereinigten Staaten. In wenigen Jahren, spätestens aber seit der Weltausstellung 1867 in Paris war der Siegeszug des Velocipeds nicht mehr aufzuhalten. Dass die beiden Landsleute zugleich auch Wegbereiter für Fahrraddiebe waren, dürfte ihnen recht schnell klar geworden sein. Schon die ersten

Radfahrer benötigten eiserne Schlösser, die nicht nur groß, schwer und unförmig waren – sie ließen sich auch nicht gut transportieren. Um Gewicht zu sparen, besann sich nun der Student Jan Cafuk auf eine andere traditionelle Befestigungsmöglichkeit: das Lasso. Mit seinem modernen Seilschloss, das er nach dem amerikanischen Revolverhelden und Büffeljäger „Wyatt Earp“ nennt, macht er sich die Vorteile von Ultramid-Garnen zunutze. „Mittlerweile sind Polyamidgarne nicht nur leicht und flexibel, sondern auch äußerst stabil“, sagt der 21 Jahre alte gebürtige Stuttgarter. „Ein Schloss wäre für mich der ultimative Haltbarkeitsbeweis. Außerdem könnte man so ein Schloss problemlos über die Schulter hängen oder in die Tasche stecken.“



Fahrradsschloss, Ende 19. Jahrhundert



EXPLORATOR Immerhin 130 Jahre ist es her, dass der Handwerker Louis Vuitton das Reisebett erfand. Mit Koffern konnte sich der Franzose damals schon aus, 1885 verpackte er ein ganzes Klappbett für den italienischen Afrikaforscher Pierre Savorgnan de Brazza. Der Explorator-Koffer von Vuitton wurde auch schnell nach ihm benannt: „Malle-Brazza“. David Gebka (30), Maximilian Gößler (23) und Hannah Steinmetz (26) nahmen sich den alten Entwurf zum Vorbild und entwickelten ein Bett, das nicht nur für moderne Abenteurer geeignet ist. In Zeiten, in denen Tausende Menschen auf der Flucht sind und auf Pritschen und Liegen übernachten müssen, wäre dieses tragbare Feldbett eine gute Alternative. Es ist leicht, lässt sich zusammenklappen und hat eine Liegefläche aus Ultraform (POM), die dank der Nieten fest im Rahmen verankert wird. Ein Muster aus y-förmigen

Ausstattungen sorgt für unterschiedlich flexible Zonen auf der Liegefläche. Aufgrund der Federeigenschaften des neuartigen Kunststoffes benötigt man keine Matratze. Zudem ist das Polyoximethylen sehr hygienisch und lässt sich mit Wasser einfach reinigen.

Kofferbett von Louis Vuitton für Pierre Savorgnan de Brazza, 1885



ALT UND NEU

Stuttgarter Studenten lassen sich von 150 Jahre alten Alltagsprodukten inspirieren. Herausgekommen sind Entwürfe aus besonderen High-Tech-Materialien.

Von Peter-Philipp Schmitt



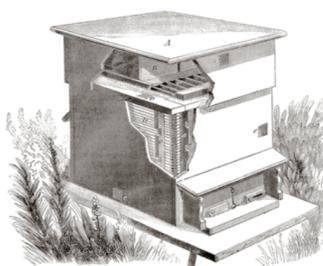
QUAD SKATES Der Hesse Johann Philipp Reis war nicht nur maßgeblicher Ideengeber für den Fernsprecher, er gab ihm auch den Namen „Telephon“. Reis versah wohl auch um das Jahr 1860 als einer der Ersten Schlittschuhe mit Rädern. Zuvor schon hatte man auf etlichen Theaterbühnen versucht, nicht auf Eis, sondern auf Holz zu schlittern, und sei es mit kleinen Rollen unter den Schuhen. Für echte Rollschuhe mit vier Rollen bekam schließlich der Amerikaner James L. Plimpton ein Patent. Seine beweglichen „Quad Skates“ konnten durch Gewichtsverlagerung gelenkt werden. Das war neu, und nachdem bereits 1866 in Newport (Rhode Island) die erste Rollschuhbahn eröffnet worden war, entstanden bald auch in Paris, London und Berlin regelrechte Rollsport-Paläste. Für Europäer eher ungewohnt ist allerdings der Einsatz von Rollschuhen in der Arbeitswelt. In Amerika hingegen sausen

in großen Supermärkten Mitarbeiter durch die Gänge, um möglichst schnell Preise zu ermitteln oder vergessene Waren zu den Kassen zu bringen. Die beiden Stuttgarter Industriedesign-Studenten Jan Cafuk und Johannes Rühle wollen zukünftig noch mehr Berufstätige auf „Roller Skates“ stellen. Rollschuhe sollten dazu dienen, die Mobilität von Mitarbeitern in Großgärtnereien oder Lagerhallen zu verbessern, meinen sie. Und so haben Cafuk und sein 28 Jahre alte Kommilitone gemeinsam mit der BASF-Designfabrik, von der die Studenten mit neuen Materialien des Chemiekonzerns versorgt wurden, ganz besondere Arbeitsgeräte aus Kunststoff entwickelt: Die Schuhe, die aus gestricktem Ultramid-B-Garn und einer Sohle aus Ultramid Structure LFX bestehen, lassen sich leicht aus dem Fahrwerk ausklinken – zum Beispiel zum Waschen.

Historische Zeichnung aus einer Werbung für James L. Plimptons patentierte Roller Skates, 1879

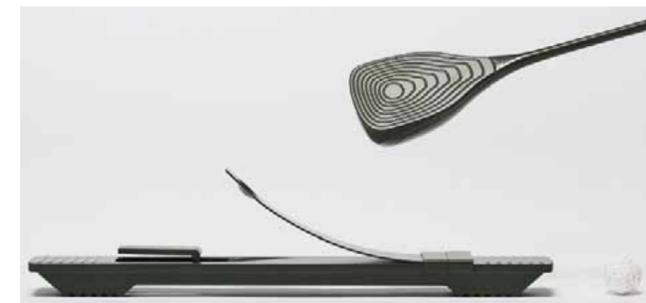


FOTOS: ALAMY (2), SCALA (1), ISTOCK (2), SMITHSONIAN INSTITUTION, LIBRARY OF CONGRESS, YORKSHIRE MUSEUM, MATTHÄUS BRÄIG, ANGE, PICTURE ALLIANCE, GERHARD KELLERWANN (8)



APICULTURE „Die Bienenzüchter“ heißt eine fast 500 Jahre alte Zeichnung von Pieter Bruegel dem Älteren. Auf ihr sind Vermummte mit Bienenkörben zu sehen. Schon vor Tausenden Jahren haben Menschen Honig gesammelt, vor 3000 Jahren stellten Bauern in Tel Rechov im Norden des heutigen Israels wohl erstmals auch Behausungen für Bienen her, um sie in ihrer Nähe halten zu können. Von dieser ersten bis zur modernen Imkerei vergingen weitere 28 Jahrhunderte. Erst im 19. Jahrhundert kamen echte Bienenhäuser auf, in denen sich mehrere Bienenstöcke aufstellen ließen. Die Erfindung des Holzrähmchens als beweglicher Bienenwabe im Jahr 1853 verdanken wir dem „Bienenbaron“ Freiherr August von Berlepsch. Der Amerikaner Lorenzo Lorrain Langstroth stellte zur selben Zeit einen nach ihm benannten modularen Beutetyp vor, Urform der modernen Magazinbeute, bei der die Rähmchen mit den Bienenwaben von oben in stapelbare Holzkisten eingehängt werden. Seither änderte sich wenig in der Imkerei, für die sich heute sogar wieder Großstädter begeistern können. Das brachte auch die angehenden Industriedesigner June-Noa Fábregas (21) aus Barcelona und Carlo Hannappel (23) aus Langen in Hessen dazu, sich mit der Bienenbeute zu beschäftigen. Ihre Behausung für die wilden Nutztiere erlaubt nun einen einfachen Zugriff per Schublade. Ein weiterer Vorteil ihres Entwurfs liegt im Material: Neopolen hält die Wärme im Stock, so muss weniger Zuckerwasser zugefüttert werden. Außerdem bietet es Schutz vor Fressfeinden wie dem Grünspecht, dessen Schnabel nicht in den dichten Polypropylen-Schaumstoff eindringen kann.

Historische Zeichnung eines Bienenkorbs, 1883



KNURR AND SPELL „Golf für arme Leute“ nannte man, ein wenig abwertend, ein Spiel, das sich einst großer Beliebtheit im Norden Englands erfreute. Dabei ließ man eine Tonkugel mittels Stahlfeder in die Höhe schnellen. Die Aufgabe des Spielers bestand darin, die Kugel (Knurr) mit einem Schläger (Spell) in der Luft zu treffen und so weit wie möglich ins Feld zu befördern. Sieger war, wer den weitesten Schlag erzielte. Es war ein unterhaltsames Spiel, dessen Ursprung bis ins 14. Jahrhundert reicht. Geschlagen wurde meist auf Rasenflächen, und oft wurde dazu auch einiges getrunken. Anlässlich des 150. Geburtstags der Badischen Anilin- und Sodafabrik, besser bekannt unter dem Kürzel BASF, haben sich auch der

23 Jahre alte Manuel Hottmann und sein ein Jahr jüngerer Kommilitone Silvio Rebbholz von der Geschichte inspirieren lassen und am Projekt „Inspired by“ beteiligt. Zusammen mit der Denkfabrik von BASF haben die Studenten des Stuttgarter Designprofessors Uwe Fischer eine moderne Version des alten Ballspiels entwickelt – mit einer Feder aus elastischem Ultracom, einem thermoplastischen Verbundwerkstoff, einem Karbonschläger und einem GPS-Sender im Ball. Per App lassen sich die Schlaglänge messen, die zurückgelegten Wege verfolgen, und man kann mit ihr auch im Zweikampf-Modus spielen.

Männer aus Yorkshire spielen Knurr and Spell, 1914



CRITERION Gut 20 lange Jahre dauerte die Entwicklung der Fahrradbeleuchtung mittels Dynamo. Den frühen Tüflern fiel es schwer, eine Alternative zu den häufig verwendeten Karbidlampen zu finden. Dabei hatte schon 1886 der Leipziger Mechaniker Richard Weber einen ersten Fahrrad-Dynamo vorgestellt, der aber so teuer war, dass ihn sich kaum jemand leisten konnte. Erst 1908 kam die Firma Berko aus Berlin mit einer kostengünstigen Lichtmaschine auf den Markt. Sie funktionierte nach dem Prinzip aller Dynamos, die bis heute im Einsatz sind: Der Strom wird durch Drehbewegung erzeugt. Fortan gab es serientaugliche Modelle von Berko und der Schweizer Marke Lucifer zu kaufen. Schwachstelle des Systems blieben aber die Kabel. Matthäus

Bräig, 31 Jahre alt und geboren in Karlsruhe, verwendet darum einen Induktionsdynamo. Die Energie wird durch einen mit Magneten besetzten Rotor erzeugt, den die Wirbelströme der Felge in Bewegung setzen. Der Student hat eine Lichtanlage mit kombiniertem Vorder- und Rücklicht entworfen, die weder Kabel noch Steckdose benötigt. Beim Fahren laden sich die integrierten Akkus ohne direkten Kontakt mit der Felge auf. Der an der Vordergabel befestigte Dynamo mit seinem Frontlicht und das an der Sattelstütze montierte Rücklicht sind so hell wie herkömmliche LED-Leuchten. Man kann die abnehmbare Leuchte natürlich auch als Taschenlampe benutzen und mit ihr sogar sein Handy aufladen.

Karbidlampe, um 1900

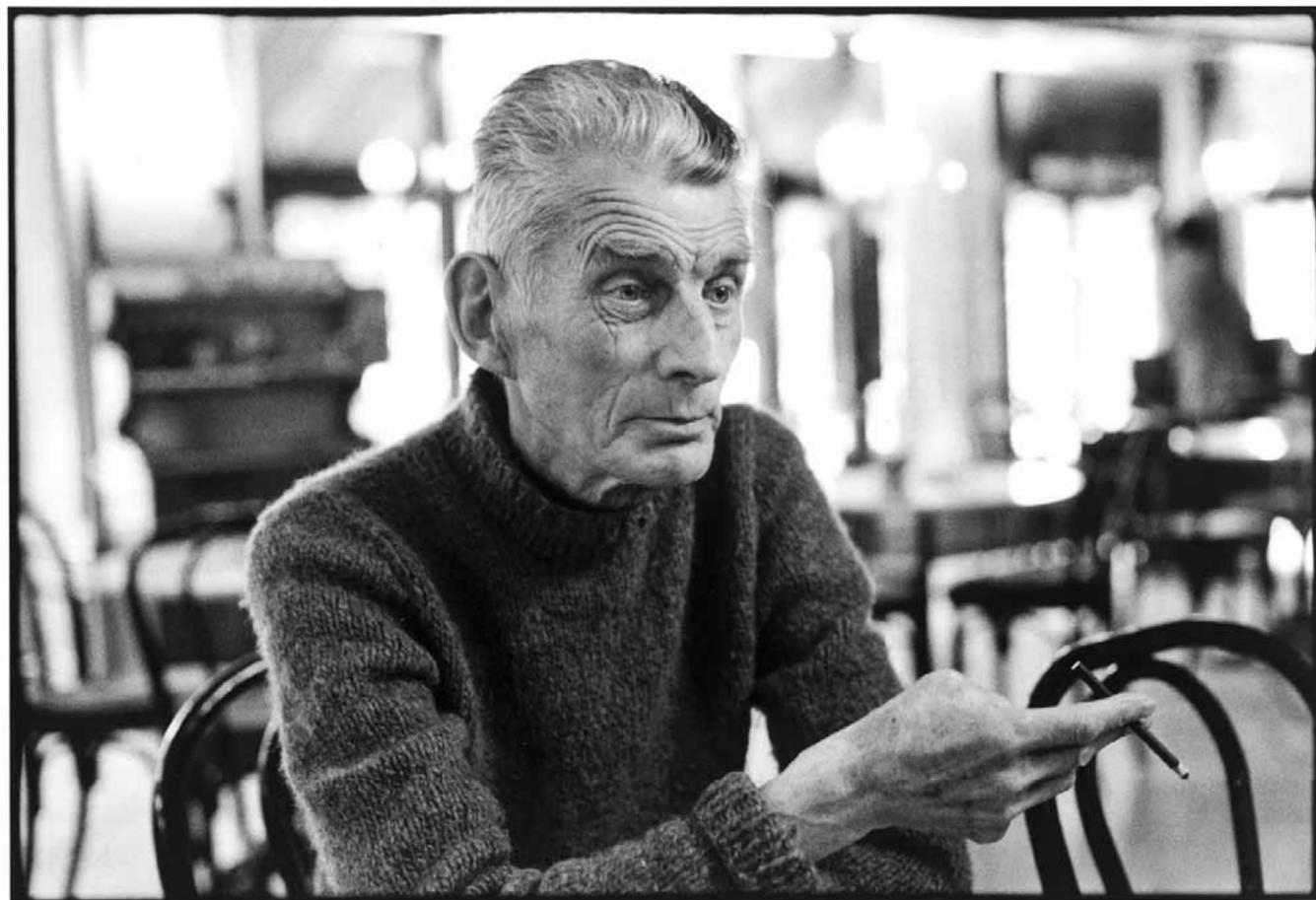
CUISSON Die industrielle Revolution im 19. Jahrhundert machte die Lebensbedingungen der Menschen nicht immer besser. In den Städten herrschten Armut und Hunger, sparsames Wirtschaften auch in der Küche war gefragt. Eine Erfindung, die aus dieser Not geboren wurde, war die Kochkiste. Sie bestand aus einem mit Dämmmaterial ausgekleideten Kasten, in den ein heißer Stein gelegt wurde. Frauen mussten Speisen nur kurz aufkochen und konnten sie in der Kiste fertig garen lassen. Teures Brenn- und Heizmaterial wurde nicht verschwendet, was in Kriegzeiten wichtig war. Der Nutzen war so groß, dass die Wiener Architektin Margarete Schütte-Lihotzky sie noch 1926 als Standard in ihrer Frankfurter Küche vorschlug. Das Prinzip des Fertiggartens nutzen auch Manuel Hottmann und Alexander Klein von der Akademie der Bildenden Künste Stuttgart. Ihr Motto: „Fahrzeit = Garzeit“ – denn sie wenden sich an Lieferdienste. Das von ihnen entwickelte stapelbare Schalen aus Slentite, einem Polyurethan, besitzt hervorragende Dämmeigenschaften und ermöglicht es, Speisen nach kurzem Ankochen in die Isolierschalen zu füllen, um sie auf den Punkt gegart dem Kunden liefern und servieren zu können. Der besondere Witz, sagt der 25 Jahre alte Klein, liegt in den Details: Magnete verschließen die Schalen wasser- und luftdicht, außerdem kann man sie dank ihrer ansprechenden Form als Essgeschirr auf den Tisch stellen.

Doppelte „Heinzelmännchen-Kochkiste“, 1911

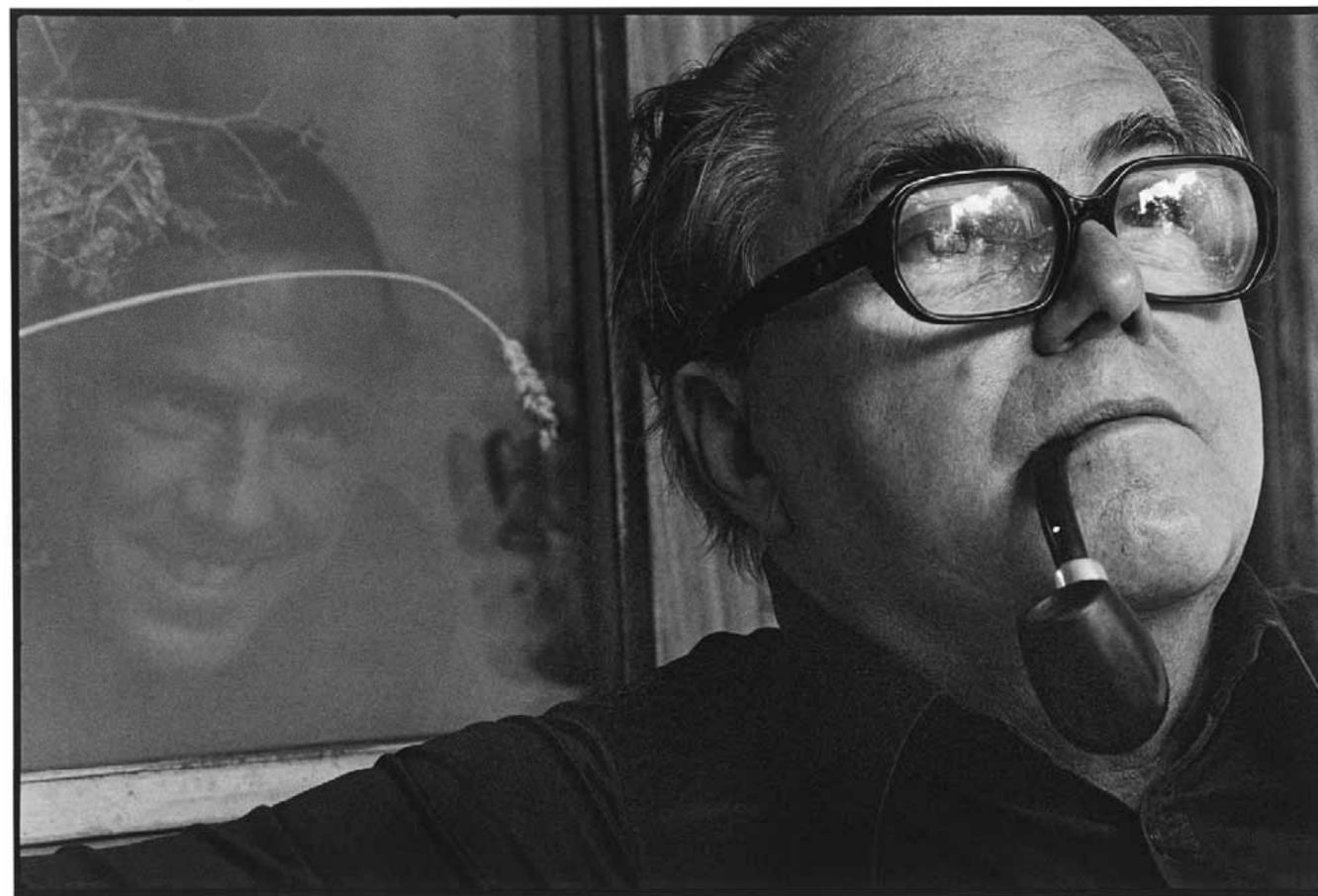




Uwe Johnson im Gespräch mit Marianne Frisch, Frankfurt 1977



Samuel Beckett am 13. April 1978, seinem 72. Geburtstag, im „Café Français“ in Paris



Verleger und Autor: Siegfried Unseld schaut aus dem Fenster auf Max Frisch, 1977

edition unseld

Schon in jungen Jahren fotografierte Joachim Unseld viele Autoren des Suhrkamp-Verlags. Die Porträts, die hier zum ersten Mal veröffentlicht werden, illustrieren ein großes Kapitel deutscher Literaturgeschichte.

Von Felicitas von Lovenberg

Andere Kinder hatten ein Poesiealbum, Joachim Unseld ein Signierbuch. Der erste Eintrag stammt vom 15. Oktober 1964 und zeigt ein Foto von Ingeborg Bachmann, die in einer Küche Kartoffeln schält und lächelnd in die Kamera schaut. Die handschriftliche Widmung der Dichterin lautet: „Für Joachim, den ich schon sieben Jahre kenne – auf weitere Jahre.“ Der Junge mit der Kamera war da gerade elf Jahre alt geworden.

Die Villa, in der sein Foto entstand, steht an der Klettenbergstraße im Frankfurter Holzhausenviertel. Es ist Joachim Unselds Elternhaus, in dem Autoren des Suhrkamp-Verlags als Freunde ein- und ausgingen. Nach dem Tod seines Vaters im Jahr 2002 wurde das Gebäude umbenannt in „Siegfried-Unseld-Haus“. Da hatte es Joachim Unseld schon seit langer Zeit nicht mehr betreten.

Die großformatigen Schwarzweiß Fotografien, die Joachim Unseld an diesem Nachmittag aus mehreren Ilford-Schachteln hervorholt, bebildern ein Kapitel deutscher Literaturgeschichte: die Blütezeit von Suhrkamp in Frankfurt. Sie sind ein stummer und zugleich beredter Kommentar zur Geschichte jenes Verlags, der in seinen 65 Jahren fast so viel Interesse auf sich zog wie alle Bücher des Hauses zusammen.

Die Fotografien, die jetzt über- und nebeneinander auf dem Tisch liegen, sind wie Fenster in die siebziger und achtziger Jahre, in eine Zeit, da der literatur- und geistesgeschichtliche Diskurs der Bundesrepublik maßgeblich von Suhrkamp-Autoren bestimmt wurde. Immer wieder sieht man die Schriftsteller Thomas Bernhard, Max Frisch, Martin Walser, Uwe Johnson, Wolfgang Koeppen, Wolfgang Hildesheimer, Peter Handke. Dazwischen erheben Ernst Bloch, Jürgen Habermas, Emil Cioran, Mircea Eliade oder Gershom Scholem ihre Häupter. Das Intellektuellen-Name-dropping ließe sich lange fortführen.

Bis auf drei Motive sind all diese Fotos unbekannt. Dabei handelt es sich nicht etwa um Zufallsprodukte, sondern um gekonnte Porträts – eindrucksvolle Beweise, dass Unselds erster Berufswunsch, nämlich der, Fotograf zu werden, im Grunde Realität geworden war, bevor sich sein zweiter erfüllte: der eines Verlegers.

Die Karriere des jungen Fotografen begann mit einem Coup. 1966, als Nelly Sachs – zusammen mit Samuel Agnon – der Literaturnobelpreis zugesprochen wurde, gab es plötzlich eine starke Nachfrage nach Porträts der Lyrikerin, von der kaum Bilder vorlagen. Tatsächlich hatte Joachim Unseld kurz zuvor Günter Eich und Nelly Sachs „auf dem Sofa bei uns zu Hause“ fotogra-

fiert, eigentlich für sein Signierbuch. Doch dann ging seine Aufnahme von Nelly Sachs um die Welt. Dieser frühe Erfolg sei für ihn extrem wichtig gewesen, sagt Unseld rückblickend. „Da habe ich gemerkt: Was ich da mache, sind nicht bloß Schnappschüsse.“

Er war damals 13 Jahre alt und machte seine Aufnahmen mit einer Instamatic, die seine Eltern ihm einige Jahre zuvor zu Weihnachten geschenkt hatten. Das Projekt des Signierbuchs hat er nach dem Erfolg mit Nelly Sachs nicht mehr intensiv verfolgt; die meisten Seiten sind leer geblieben. Dabei hat ihm das Buch mindestens ein weiteres Mal einen wertvollen Dienst geleistet: Der handschriftliche Gruß, den Max Brod hineinschrieb („Alles Gute“), erwies sich für den Studenten Unseld als „Sesam, öffne dich“ zum Max-Brod-Archiv in Tel Aviv.

Wichtiger als die Grußzeilen der Autoren wurden ihm die Fotografien. Und mit den Aufnahmen wuchs das Gespür für besondere Situationen. „Die konnte ich aufnehmen, weil sie vor meinen Augen im Elternhaus entstanden.“ Er trat der Foto-AG seiner Schule bei, auch weil sie eine eigene Dunkelkammer hatte. Alles selbst abziehen war für ihn die Vorbedingung einer ernsthaften Beschäftigung mit dem Medium Fotografie. „Sonst begreift man nicht, was für Arbeit dahintersteckt.“ Ein-



Alexander und Margarete Mitscherlich im Juni 1973 am Grand Canyon



Thomas Bernhard mit Marianne von Weizsäcker, Villa Hammerschmidt, Bonn, 22. Juli 1986



Käthe und Martin Wälder, Nußdorf am Bodensee, 1977



Bodo Kirchoff als junger Suhrkamp-Autor, Frankfurt 1986

edition unseld

zelle Abzüge schenkte er seinem Vater, der sie zu Hause auf einen Notenständer zu stellen pflegte. Den Schulkameraden zeigte er seine Autorenbilder nie.

Ohnehin machten die Autorenfotos, nachdem er 1968 von den Eltern die ersehnte Spiegelreflexkamera, eine Minolta, geschenkt bekommen hatte, nur noch einen Teil seiner Arbeiten aus. Er fotografierte überall: Straßenszenen, Freunde (zu den spektakulärsten Motiven gehört der Bauchnabel eines jungen Mannes, der später in Hollywood berühmt werden sollte), an der Odenwaldschule, wo er sein Abitur machte, oder auf Reisen.

Ob er es als Kind besonders leicht gehabt habe? Welcher Autor würde es schon ablehnen, sich von einem Jugendlichen, noch dazu dem einzigen Sohn des Verlegers, fotografieren zu lassen? Unseld zuckt die Schultern und antwortet mit einer kleinen Anekdote: Marcel Reich-Ranicki habe ihn einmal gefragt, ob es nicht großartig gewesen sei, mit all diesen Schriftstellern groß zu werden. Er habe ihm geantwortet: „Das waren für mich normale Leute, der Hintergrund von Wichtigkeit und Bedeutung ist mir verschlossen geblieben.“

Die Autoren hat er sehr unterschiedlich erlebt. Ernst Bloch zum Beispiel, der ihm zugetan war, habe ihm schon die Handlung von „Winnetou III“ erzählt, als er noch in Teil II steckte. Auch Ingeborg Bachmann sei „unglaublich nett“ gewesen – das Foto vom Kartoffelschalen ist so wenig gestellt wie alle anderen Situationen, die Unseld im Laufe von gut 20 Jahren einfing. Andere hingegen waren eher distanziert, so wie Max Frisch, der „kein Menschenfreund“ gewesen sei. Einmal habe Frisch ihn zum Beispiel gefragt, ob man eher „Ulysses“ gelesen haben müsste oder die „Recherche“. Er habe spontan geantwortet, Joyce vielleicht nicht, aber Proust unbedingt. Daraufhin ging Frisch gleich zu seinem Vater: Dein Sohn findet, den „Ulysses“ muss man nicht lesen.

Ohnehin kommentieren sich Menschen auf gelungenen Porträts selbst, ohne dass der Fotograf etwas dazu tun muss. Auf manchen Fotos der Feier zu seinem 70. Geburtstag in Frankfurt zeigen die Mundwinkel von Max Frisch einen ähnlichen Abwärtschwung wie seine unvermeidliche Pfeife



Am 15. Mai 1981 haben sich bei Unselds in der Klettenbergstraße zur Feier des 70. Geburtstags von Max Frisch zahlreiche Schriftsteller und Weggefährten eingefunden, unter ihnen Günter Grass, Peter Weiss, Jurek Becker, Hans Mayer, Adolf Muschg, Peter Bichsel, Uwe Johnson.



„Schönheit, Situation, Moment, darauf kommt es beim Fotografieren an“: Joachim Unseld zu Hause in Frankfurt

Foto Helmut Fricke

auf einer Aufnahme aus dem Jahr 1977: Frisch schaut sinnierend in die Ferne, während sein Verleger unbemerkt hinter ihm durchs Fenster lacht.

Zwischen den aus dem Leben gegriffenen Porträts aus dem Verlagsalltag gibt es immer wieder halb private Szenen: Siegfried Unseld, der bei der Beerdigung von Ernst Bloch mit Rudi Dutschke spricht („keine Ahnung, was die da zu reden hatten“); Siegfried Unseld in Badehose kurz vor dem Sprung in den Bodensee – von seiner Frau, Martin Walser, Jürgen Habermas und Max Frisch heiter-skeptisch beäugt; Friedrich Dürrenmatt und Charlotte Kerr bei ihrer Hochzeit im Mai 1984. Zwischendrin ein an Weihnachten mit Selbstauslöser aufgenommenes Bild, das die gesamte Familie väterlicherseits zeigt: Joachim Unselds Eltern, seine Großmutter, seinen Onkel, dessen Frau und Sohn – und ihn selbst. „Mehr waren wir nicht.“

edition unseld

Unseld ist wichtig, dass er nie im Auftrag seines Vaters oder des Verlags fotografiert hat. Und sowieso nur da, „wo es möglich war, ohne die Situation zu zerstören“. Die Zwanglosigkeit und Entspannung, die das Charisma vieler seiner Fotografien ausmacht, haben viel damit zu tun, dass er immer Teil der Situation war – wie auf einem Bild von Siegfried Unseld und Max Frisch am Tisch das herrenlose dritte Weinglas beweist. „Das ging damals gut,

weil mein Vater derjenige war, der die Gespräche führte.“ Von Kindesbeinen an und erst recht während Verlagslehre und Studium begleitete Unseld den Vater auf vielen Reisen zu Autoren, doch richtete sich deren Aufmerksamkeit nicht auf ihn.

Dementsprechend werden die Fotos mit seinem Eintritt in den Suhrkamp-Verlag 1983 weniger. Eine eindrucksvolle Serie aus jenem Jahr zeigt Rainald Goetz mit verspiegelter Brille und Sicherheitsnadel im Ohr läppchen im noch kaum eingerichteten Büro des fast gleichaltrigen Unseld im Suhrkamp-Verlag. Anlass war die Übergabe des „Irre“-Manuskripts – der Debütroman wurde bald darauf durch Goetz Klagenfurt-Vortrag legendär.

Das Vergehen der Zeit ist auf den Fotografien kaum wahrnehmbar. Gelegentlich blitzen Schlaghosen auf. Aber nur wenige Bilder sind für den Betrachter unmittelbar zu datieren. So verschmelzen die Fotos zu

einer Suhrkamp-Chronik der anderen Art – bei der nicht die Bücher und Geschäfte im Vordergrund stehen, sondern die Persönlichkeiten und ihr Zusammenspiel.

Was man immer wieder sieht: Autoren, mit ernsten Mienen ins Gespräch vertieft, ab und zu auch gemeinsam schweigend. Dann wieder ausgelassene Geselligkeit bei Festen und Empfängen. Und man erkennt unmittelbar, wer damals die Stars waren. In der Fülle der Motive vermittelt sich auch der Zusammenhalt, der später als „Suhrkamp-Kultur“ sprichwörtlich werden sollte: die Zugehörigkeit zum Verlag als Mitgliedschaft in einem elitären Club des Geistes. Dass die Autoren sich damals intensiver über ihre Arbeit austauschten als heute, glaubt Unseld nicht. „Sie waren nur besser angezogen.“ Was sich hingegen stark verändert habe, sei die Verlagslandschaft in Deutschland, in der es so gut wie keine eigentümergeführten Häuser mehr



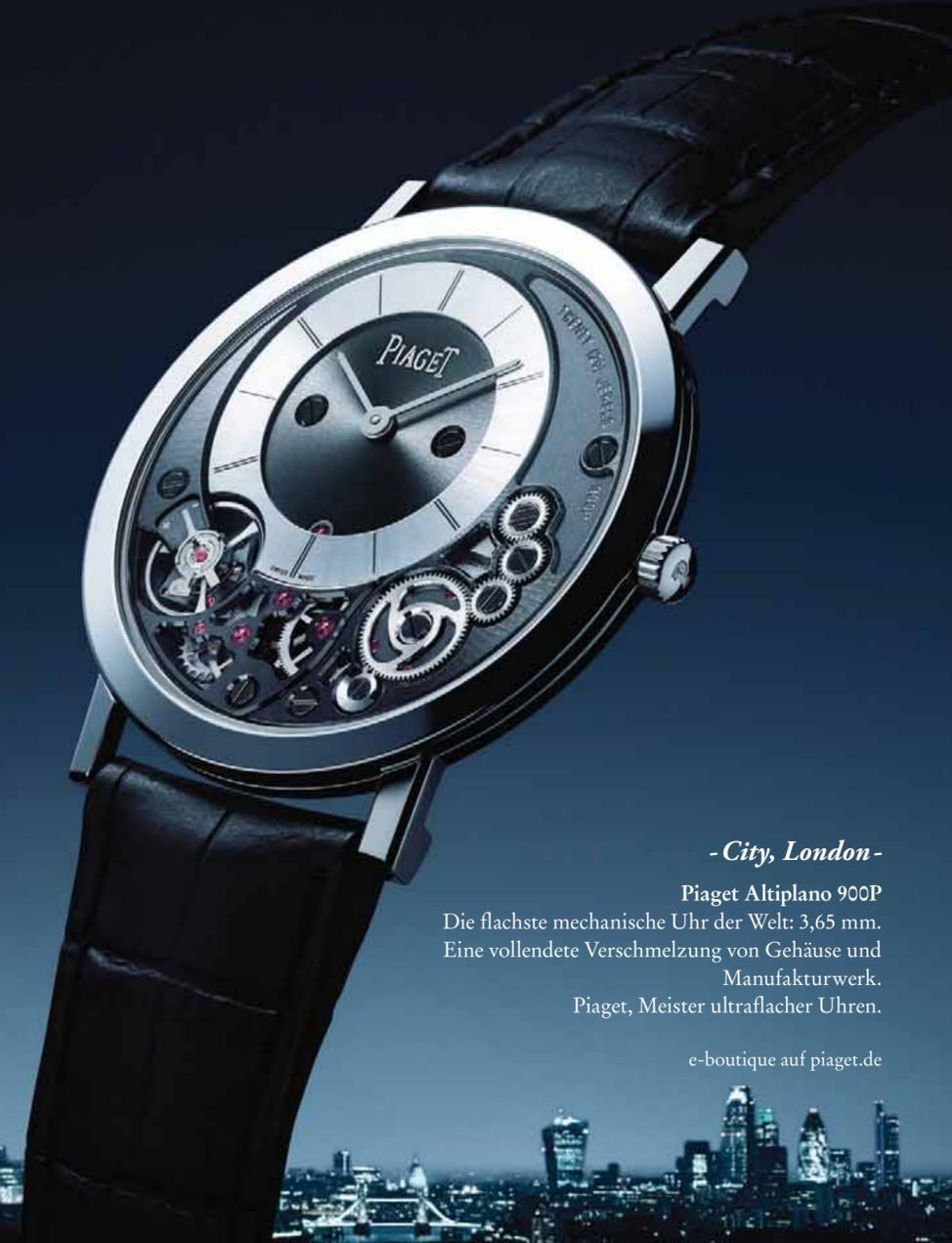
Peter Handke im September 1984 auf dem Markusplatz in Venedig



Heiner Müller, ebenfalls im September 1984 auf dem Markusplatz in Venedig

PIAGET

PERFECTION IN LIFE



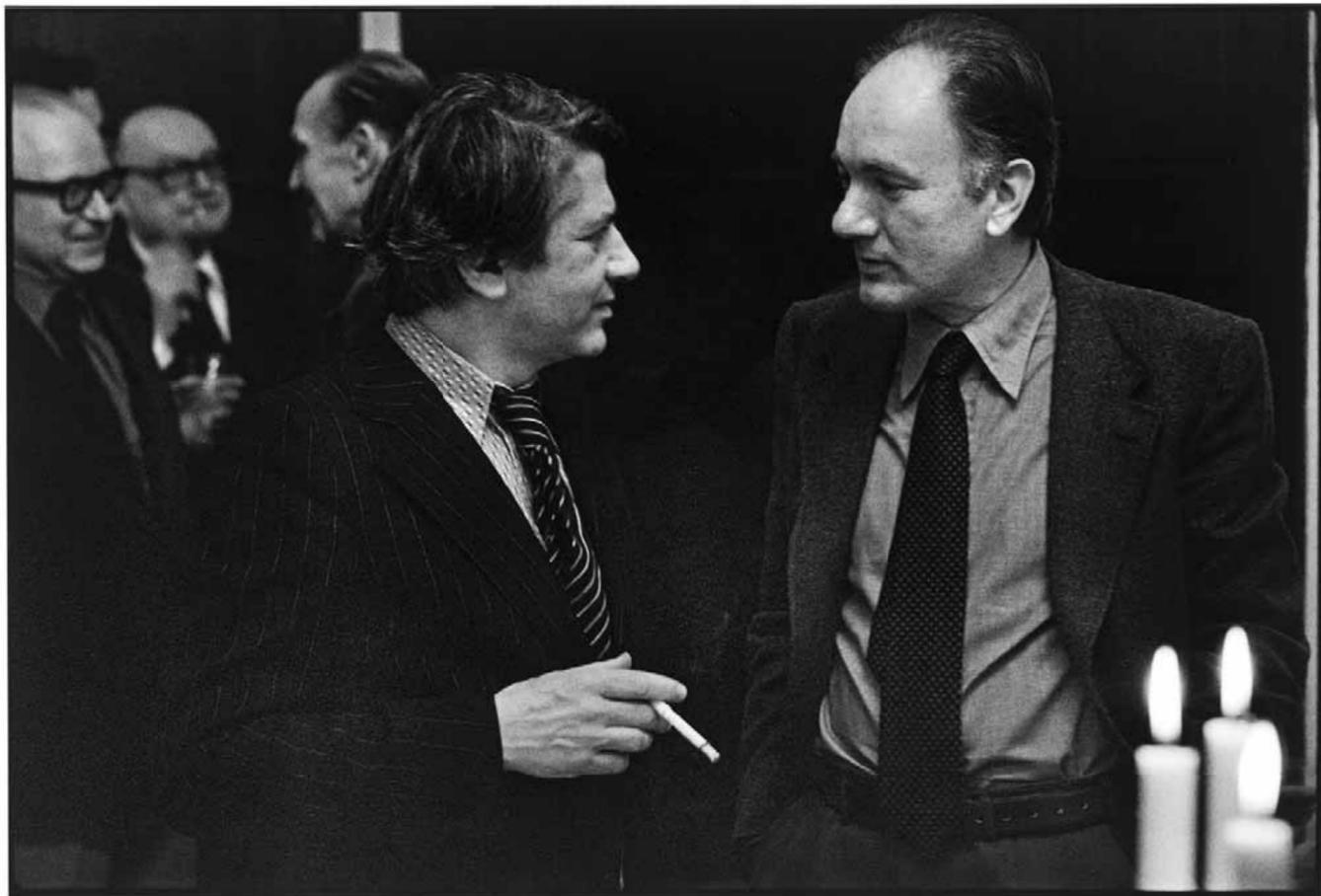
- City, London -

Piaget Altiplano 900P

Die flachste mechanische Uhr der Welt: 3,65 mm.
Eine vollendete Verschmelzung von Gehäuse und Manufakturwerk.

Piaget, Meister ultraflacher Uhren.

e-boutique auf piaget.de



Thomas Bernhard mit Paul Nizon, im Hintergrund (von links) Wolfgang Koeppen, Ernst Jandl und Franz Fühmann, Frankfurt 1977

gebe. Auch die Frankfurter Buchmesse als Branchentreff habe sich verschlicht. Heute gehe es vor allem ums Geschäft.

„In diesen Bildern dokumentiert sich, wie gut es dem Verlag in den siebziger und achtziger Jahren ging“, sagt Unseld. Ahnte er damals, dass dieser Zustand nicht ewig währen würde? „Überhaupt nicht.“

Ulla Berkéwicz kam 1982 als Autorin in den Verlag. Niemand, nicht einmal sie selbst, konnte da ahnen, wie sehr sie, zunächst an Siegfried Unselds Seite, später auf sich gestellt, den Verlag prägen würde. Auf einem Gruppenfoto aus den achtziger Jahren ist sie am Rand zu sehen: eine schöne Frau mit dunklem Haar.

Joachim Unseld sagt nichts zu dem, was nach diesen Fotos geschehen ist, nichts über Ulla Unseld-Berkéwicz, nichts über den Wegzug des Verlags, den er zu verhindern gesucht hatte, nichts über die Lage heute. Nur, dass die glücklichen Suhrkamp-Jahre, die Jahre des Aufbaus und Erfolgs, ab Mitte der Achtziger brüchig geworden seien. Das Ende kam 1991 mit seinem Ausscheiden im Streit mit dem Vater.

Aber nicht nur negative Erfahrungen muss man aufarbeiten, auch gute. Vielleicht ist das der Grund dafür, dass Joachim Unseld vor einiger Zeit angefangen hat, eine Auswahl der Bilder, deren Kontaktabzüge er in mehreren schweren Ordnern chronologisch geordnet hat, abziehen zu lassen – von einem Mann, der in der Welt der Schwarzweiß-Fotografie so berühmt ist wie Unselds Motive in der Literatur: Vojta Mitrovic in Paris. Er hat als Abzieher für Fotografen wie Henri Cartier-Bresson oder Josef Koudelka gearbeitet, für Man Ray, Helmut Newton und viele andere. Und jetzt, mit Mitte Siebzig, holt er auch aus Joachim Unselds Bildern großartige Kont-

edition unseld

raste und Tiefe heraus, ohne dass sie ihre Weichheit verlieren.

Wo andere stolz mit einem solchen Schatz prunken würden, bleibt Joachim Unseld zurückhaltend, fast scheu. „Es war die gute Zeit von Suhrkamp, an der ich teilgenommen habe und die ich festgehalten habe.“ Von all seinen Fotografien hat er nur eine einzige bei sich aufgehängt: Samuel Beckett, der an seinem 72. Geburts-

tag in Paris im Café sitzt. Wieso ausgerechnet ihn? „Weil Beckett eine ganz, ganz große Begegnung für mich war.“

Anfangen hatte es damit, dass Beckett ihm als kleinem Jungen einmal fast das Leben gerettet habe. Es war, bald nach dem Tod Peter Suhrkamps 1959, die erste Begegnung seines Vaters mit dem in Paris lebenden Schriftsteller. Die Reise unternahm die Familie im VW-Käfer der Eltern. Beim Treffen in der Closerie des Lilas sei er im Auto geblieben, erinnert sich Unseld, weil die Eltern es nicht wagten, „mich schnakenverstochnes, lärmiges Kind dem Meister vorzuführen“. Es war Juli. Der Wagen war schwarz. „Und dann kam Beckett, hat mich aus dem Glutofen befreit und mir ein Eis gekauft.“ Das sei typisch für ihn gewesen. „Beckett war ein außerordentlich aufmerksamer Mensch.“

Vom künstlerischen Standpunkt betrachtet, ist sein Lieblingsfoto aber nicht das Beckett-Porträt, sondern die Aufnahme von Paul Nizon und Thomas Bernhard im Gespräch, rechts vor ihnen drei Kerzen, im Hintergrund Wolfgang Koeppen, Ernst Jandl und Franz Fühmann. „Das ist so ein Schuss. So etwas passiert einem selten.“

Ohnehin sei das Wichtigste beim Fotografieren der Hintergrund. Das schließt den zeitlichen Abstand zu den Fotografien ein, der zentral ist für die ikonische Wirkung, die sie heute entfalten. Überhaupt nehme man die Bedeutung einer Situation nie beim Fotografieren wahr, meint Unseld. Für eine gute Fotografie müssten „Schönheit, Situation, Moment“ zusammenkommen. Die spätere Aufladung der Bilder durch Wissen sei Sache des Betrachters. „Fotografieren ist nicht intellektualisierbar; dabei spielt ähnlich viel Unartikuliertes eine Rolle wie in der Malerei. Die folgende Verarbeitung steht dann in direktem Zusammenhang mit dem Erlebten, das wiederum in keinem Zusammenhang steht mit der Zukunft des Betrachtens.“

Zu dieser Zukunft des Betrachtens gehören auch die Veränderungen im Suhrkamp-Verlag: Umzug nach Berlin, Streit zwischen den Gesellschaftern, juristische Auseinandersetzungen, ein Insolvenzverfahren, schließlich im Januar die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft. Aber das ist nicht die Geschichte, die diese Fotos erzählen. Die Edition Unseld belebt die Erinnerung an eine der glanzvollsten Zeiten deutscher Verlagsgeschichte und ist auch eine persönliche Form des Gedenkens an jene, die gestorben sind. Nicht nur Schönheit, Situation und Moment kommen darin zusammen. Auch Liebe, Würde und Dankbarkeit. ◀



Rainald Goetz, 1983 im Suhrkamp-Verlag zur Abgabe des „Irre“-Manuskripts



WWW.MARC-O-POLO.COM

Marc O'Polo

ACCESSORIES



FOLLOW YOUR NATURE
ZEUS

Kein Mann ist ein Mann

Der Mann steckt in der Krise. Aber was ist wirklich dran an der Behauptung? Wir haben uns auf den Weg gemacht – und sind der Frage auf den Grund gegangen. Von Constanze Ehrhardt, Anmerkungen von Jonathan Horstmann

Angefangen hat alles mit Tony. Als ich ihn kennenlernte, verstand ich endlich, wovon alle redeten. Tony war ein Musterknabe von einem Krisenmann. Ich werde später noch von ihm erzählen, denn es liegt immerhin auch an ihm, dass ich jetzt im Zug sitze und den Sommer damit verbringe, ob sie wirklich immer noch in der mysteriösen Krise steckt, von der seit zehn, fünfzehn, ach, seit tausend Jahren die Rede ist. Meistens wird sie als Verunsicherung beschrieben, weil der Mann statt einer übersichtlichen Aufgabe jetzt ganz viele Rollen erfüllen soll: Manager, Abenteurer, Elternzeitnehmer, Frühstück-ans-Bett-Bringer, Marathonläufer, Zuhörer, Grillmeister, Vollzeitpapa, Biomarkthopper, Kaffeetante, Liebhaber. Und wenn es heißt, „**der Mann**“, klar, dann sind immer alle auf einmal gemeint.

Der Krise kann man nicht entinnen. Man muss nur die Zeitung aufschlagen, den Fernseher anschalten oder in einen Buchladen gehen, die Krisenmänner sind immer schon da. Doch obwohl sich Journalisten und Autoren und Psychologen und Wissenschaftler an ihnen abarbeiten, geht die Krise weiter. Sie scheint sogar ansteckend zu sein, sonst müssten ja nicht ständig mehr Theorien aufgestellt, immer neue Experten interviewt und immer **dickere Bücher** geschrieben werden.

Die Sache mit der Krisentheorie hat einen Haken: die Praxis. Vielleicht lebe ich in einem blinden Fleck der Gesellschaft, aber ich habe bisher keinen einzigen Mann mit Identitätsverlust gefunden. Also keinen außer Tony. Und, aber das ist eine kühne Vermutung, diesen amerikanischen Zahnarzt, der extra nach Simbabwe flog, um den Löwen Cecil zu erlegen. Natürlich kenne ich Männer mit Problemen. Es kriselt in ihrer Beziehung, im Job, in der Familie oder gesundheitlich. Aber die Krise, in der ein ganzes Geschlecht steckt, ist mir bisher verborgen geblieben. Vielleicht, weil die Männer ihren Schmerz vor mir verbergen, ich bin ja eine Frau, und **sie wollen stark sein**. Möglich, dass sie ihr Problem nicht wahrhaben wollen. Oder – und ich finde, auch das wäre einen Gedanken wert – vielleicht ist es ja auch einfach mal wieder gut mit dem Krisenthemata.

Warum also nicht losziehen und nach der Krise suchen? Wenn das Problem mit den Männern ein Ende fände, käme mir das ganz recht.

Sie werden das verstehen, ich bin Anfang dreißig und interessiert an einem krisenfreien Mann.

Der erste Krisenherd, den ich besuche, ist Wolfsburg. Dabei geht es der Stadt gut; die Kasernen sind voll, fast jeder zweite arbeitet für VW, das Pro-Kopf-Einkommen ist hoch. Aber das Krisenbarometer schlägt **nach oben** aus. Haben die Krise und der Skandal die Männer erschüttert? Jedenfalls fand es die Stadt an der Zeit, mehr für sie zu tun. Statistisch gesehen sind Männer ja schon lange Sorgenkinder. Ihre Leistungen an Schulen und Universitäten stagnieren, sie werden öfter krank, leben kürzer, und die Selbstmordrate ist mehr als dreimal so hoch wie die der Frauen. Im vergangenen Jahr hat die Wolfsburger Kontaktstelle für Selbsthilfe, eine junge Beratungseinrichtung, einen neuen Bereich eröffnet. Seitdem gibt es hier eine Männerberatungsstelle.

Dass **die Kerle** ihm nicht die Tür einrennen würden, hatte Axel Pieper schon erwartet: „Männer sind scheue Wesen, wenn es um Unterstützung geht.“ Der Leiter des Zentrums, er trägt Bart und Polohemd, lacht viel. Erst war er Elektriker, dann wurde er Therapeut. „Vor zehn Jahren wäre aktive Männerhilfe noch undenkbar gewesen“, sagt Pieper und schenkt Kaffee ein. „Jetzt sind wir im Zeitalter angelangt, in dem Männer **emotionale Intelligenz** lernen.“ Bevor die Männerberatung öffnete, hatte das Zentrum fast nur Frauen gesehen. Seit der Neuerung ist der Männeranteil auf mehr als ein Drittel gestiegen. „Allmählich kommt bei ihnen an, dass sie auch eine sensible Seite haben dürfen.“

Pieper und sein Team hatten schon Erfahrungen mit dem Thema. Seit vier Jahren trifft sich in der Kontaktstelle eine Männergesprächsgruppe, gegründet hat sie ein Manager. Alle 14 Tage sitzen die Ehemänner und Singles und Väter locker zusammen und besprechen, was ihre Welt bewegt: Identitätszweifel im unübersichtlichen Rollengefüge, Einsamkeit, Leistungsdruck, **Probleme mit Frauen**, mit dem Sex, mit dem Job, mit den Kindern. Unwillkürlich denke ich an den Film „Männerhort“. Darin richten sich die Krisenmänner einen Zufluchtsraum ein, wo sie noch Männer sein können, wo sie also schweigen bei **Rum und Zigarren**. In Wolfsburg reden sie und sitzen ordentlich im Stuhlkreis.

Aber taugt die Gruppe zum Krisenbeweis? „Im Gegenteil“, sagt Pieper. „Dass Männer in die

Bin ja in Wolfsburg aufgewachsen, wie du weißt. Und kann als Ortskundiger berichten: Die meisten dort können sich von ihrem Angestelltengehalt ein Haus und zwei Autos leisten. Entweder macht dich das ein Leben lang glücklich oder nach zweieinhalb Jahren depressiv.

Aaah, dieses Wort! In meinem Bekanntenkreis benutzen es nur Frauen. Als gefiele ihnen die Dummlichkeit und Dumpfheit, die darin mitschwingt. Ihr wollt richtige Männer? Dann nennt uns auch so!

Eher: Die Gefühle, die schon immer da waren, dürfen endlich raus.

All die Dinge, die ihr von uns erwartet! Wir sollen öfter anrufen, mehr von uns preisgeben, gesünder essen, weniger trinken, unsichtbare Probleme wittern, schneller Entschuldigung sagen. Berechtigte Ansprüche, klar. Aber umgekehrt kritisieren wir an euch – unseren Freundinnen, Müttern, Töchtern – längst nicht so viel herum.

Klischeel

Das denken aber auch nur wir Großstadt-Yuppies. In unserer Erfahrungswelt gibt es halt weder Vereinsheime noch Dorfkneipen.

Ein Indikator dafür: Man hört gar nichts mehr von Marjo Barth. Macht der noch was?

Dieses Bräutigam-Schmähritual müsste auch mal jemand kulturwissenschaftlich untersuchen.

Haha, ein Jungesellenabschied wie im Asia-Imbiss ...

Schade. Das war er wohl nicht, dein Zukünftiger.

Dafür hat er aber auch ordentlich auf den Deckel bekommen! Wie Kloppo damals für die Haartransplantation. Wir sind wohl noch nicht reif für Fußballtrainer, die so eitel sind wie ihre Spieler. Aber wer weiß? Vielleicht wird „Ein Mann, ein Buch“ in der nächsten Auflage auch Tipps enthalten, wie man sich die Augenbrauen zupft und den Rücken rasiert ...

Mal am Rande: Ihr Frauen redet auch nur, wenn ihr gerade Bock habt. Irgendwann ab 22 Uhr seid ihr müde und lasst uns hängen.

Beratung kommen, ist bahnbrechend.“ Denn früher haben viele Männer ihre Ängste mit Sucht betäubt, das tun sie inzwischen weniger. „Heute gibt es mehr Fälle von Überlastung und Depressionen.“ Und das ist gut? „Ja, weil Männer an die Lösung des Kernproblems gehen und merken, dass das kein Widerspruch zur Männlichkeit ist.“ Männer sind ja nicht weniger sensibel als Frauen, auch wenn sie ihre Schwäche nicht zeigen. „Zum Glück sind die Zeiten des Macker-verhaltens vorbei“, sagt Pieper. „Langsam erkennen Männer, dass sie auch eine weibliche Seite haben.“ Nächstes Jahr wird er der Stadt empfehlen, das Angebot der Männerberatungsstelle auszubauen.

Die Suche geht weiter. Während der Zug ostwärts rauscht, wandern meine Gedanken zu Tony. Es geht natürlich um Tony Soprano. Der Serienheld ist der erste Mafiaboss, den der Geschlechterwandel so mürbe gemacht hat, dass er Panikattacken bekommt und eine Psychoanalyse beginnt. Ein Mafiaboss! Man stelle sich nur Marlon Brando als „Pate“ in der Therapie vor: „Signore Corleone, wenn ich Ihnen sage, dass Depression nach innen gerichtete Wut ist, wie fühlt sich das an?“ Die Mafiaklassiker spielen in einer vergangenen Ära, doch Tony erlebte seine eigene Great Depression zu Beginn des neuen Jahrtausends. Besser als mit den „Sopranos“ hätte man die schon damals diskutierte Frage, ob die Mittelschichtsmänner die Verlierer der westlichen Industriegesellschaften seien, nicht greifbar machen können. Sogar ein Typ wie Tony verlor die Nerven, so verzwickte war es. Seine Alphamann-Attitüde zog einfach nicht, weder im Job noch zu Hause. Der Mafia-Nachwuchs war faul und verweichlicht, Old-School-Gangster brachen ihren Eid, und die Frauen tanzten ihm auf der Nase herum. Sogar sein Therapeut war eine Frau. Tony hatte es mir sofort angetan.

Als ich in Berlin aussteige, hat mein Reisegepäck ein bisschen zugelegt – es gehören jetzt auch eine Plastikspritze und ein Kondom mit Granatapfelgeschmack dazu. Eine charmante Krankenschwester mit haarigen Beinen und Minirock hat mir die Sachen geschenkt. Sogar in High Heels hatte sie sich gequetscht. Auf die T-Shirts der Jungesellengruppe war der Spruch gedruckt: „Hennings große Freiheit – **Time to say Goodbye**“. Das „t“ von „Freiheit“ hing etwas schief, weil eine fette Kette mit Eisenkugel daran zerrte wie am Fuß eines Häftlings. Es roch streng nach Krise und **Pflaumenschnaps**.

Während ich beim Mittagessen über einem Falafelteller sinniere, bäugte mich der Kellner. Wir kommen ins Plaudern. Erst denke ich, er gräbt mich an, dann zeigt er auf mein Gesicht und fragt, ob ich was Gutes dagegen hätte. Also gegen Pickel. Er schwöre ja total auf den Saft seiner Aloe-Vera-Pflanze, **seine Freundin** habe es sich auch schon abgeguckt. Ach ja, und Zucker sei natürlich ein No-Go. Ich ordne meine Mimik irgendwo zwischen Bewunderung und Beleidigung. Oft heißt es ja, die Frauen rückten ins Gehege der Männer vor. Doch der Ausgleich ist nah: Der Fußball-Bundestrainer feilt sich **öffentlich die Nägel**, und der Kellner berät mich fröhlich in Beautyfragen.

Am Deutschen Historischen Museum wartet meine nächste Verabredung. Vielleicht kann Andreas Kraß sagen, ob es die Männlichkeitskrise wirklich gibt. Der Berliner Professor für Literaturwissenschaften ist immerhin ein Pionier auf diesem Feld. „Männlichkeit in der Krise könnte man auch anders nennen, nämlich ‚Patriarchat in der Krise‘.“ Kraß kräuselt die Stirn, aber er lächelt. „Wenn es heißt, der Mann steckt in der Krise, dann geht es auch um den Wunsch, diese Krise zu beseitigen. Also die Privilegien zurückzuerhalten, die er verloren hat, oder um deren Verlust er zumindest fürchtet.“ Dass der Mann nicht mehr selbstverständlich das Familienoberhaupt mit der Lizenz zur **Maulfaulheit** ist – ist das das Problem? „Das ist historisch gesehen das Neue. Das ist die Krise, wenn man so will.“

Während wir auf der Terrasse sitzen und ziemlich süße Torte essen – ich werde nach der Reise eine Aloe-Pflanze kaufen –, findet im Museum ein Workshop statt, der Frauen die **Machtgesten der Männer** lehren soll: wie man einen Raum „einnimmt“; wie man einen Tisch „besetzt“; wie einem der Erdboden „gehört“. Eine Performancekünstlerin will zeigen, dass jeder diese Körpersprache lernen kann. Der Unterricht gehört zur gerade laufenden Ausstellung über die Vagheit der Geschlechterunterschiede. Für das Plakat hat eine Künstlerin posiert, die ihren weiblichen Körper in ein paar Monaten verwandelt hat und jetzt fast so aussieht wie das Titelmodell eines Männermagazins, mit breiten Schultern und bergigen Armen, Sixpack, einem Restbusen und roten Lippen.

Was so oberflächlich Krise genannt wird, sei die Differenz zwischen einem Ideal und dem, was jemand tatsächlich leisten kann, sagt Kraß. „Ideale verkörpern aber nur Filmhelden. Der Alltagsmann muss daran scheitern.“ Er findet: „Wenn Männlichkeit die Forderung nach einem Ideal ist, dann kann man nur hoffen, dass die Männlichkeit in der Krise ist. Dann wäre die Krise nämlich eine große Chance.“

Oh, Tony, du Ideal von einem Krisenmann, wie viele Chancen hast du versemme! Würdest du jetzt mit mir durch dieses Kaufhaus streifen, du würdest von einer Ohnmacht in die nächste fallen. Zu Tonys Zeit, als die Männer sich noch rasierten, bestand ihr Rüstzeug aus Schaum und ein bisschen Rasierwasser. Inzwischen sind sie reif für das Komplettprogramm. Man hört es förmlich rufen: „Komm schon, Buddy, gönne deinem Gesicht einen ‚Purifying Face Cleanser‘, pfleg es mit ‚Anti Fatigue Eye Treatment‘ und leg etwas **Hydrating Lip Balm**“ auf, bevor du dir mit dem ‚Beard Conditioner‘ das Gesichtsgemäch formst.“

Noch vor ein paar Jahren hätten die Verantwortlichen der Beautykonzerne bei dem Gedanken an Männerkosmetik abgewinkt. „Schön wär’s“, hätten sie geseufzt, „aber too bad, denn leider schätzen die Männer ja gerade die Tatsache, dass sie solchen Schnickschnack nicht haben.“ Bis David Beckham ein neues Geschlecht erfand. Als Metrosexueller konnte er Mannschaftskapitän sein und Pfau, Athlet und Fashion Victim, Muskeln haben und einen Haarreif. Die Gegensätze verpufften einfach, und die Branche bekam einen neuen Milliardenmarkt. Nur der Absatz von Schaum und Rasierwasser ist im Keller. Und die Mode? Ist jetzt immer öfter genderless. Viele Designer haben das traditionelle Mann-Frau-Konzept abgeschafft. Keine andere Branche ist so zügig mit der Gleichheit vorangekommen.

Als ich mein Hotel erreiche, loungen ein paar Gäste vor dem Haus in der Abendsonne, rauchen, trinken Kokosnusswasser und essen veganes Bananenbrot. Vom Gesicht der Männer erkennt man wenig. Sie tragen **enge Jeans**, karierte Filzhemden und Boots und sehen aus, als wünschten sie sich Holzschleife und eine Axt herbei. Das Hipster-Lexikon nennt sie Lumbersexuelle. Nach der Metrosexualität war ja nicht Schluss. Übrigens sitzt auch eine Frau in der Gruppe, sie trägt Boxershorts und Adiletten. Es ist alles schrecklich vertrackt.

Überhaupt, wenn man erst mal damit anfängt, die Männlichkeit zu beobachten, verfolgt sie einen bis in die letzten Winkel. Im Hotel zum Beispiel hängen auf allen Etagen mehrere Bildschirme, und auf jedem läuft der großartigste aller Anti-Männlichkeitsfilme, nämlich „The Big Lebowski“, die Geschichte über den „Dude“, dem es **komplett egal** ist, welche Rolle irgendeine Gesellschaft von ihm erwartet. Einmal wird er von einem reichen Wichtigtuer gefragt: „Was macht einen Mann zum Mann, Lebowski? Ist es die Fähigkeit zur richtigen Entscheidung, koste es, was es wolle?“ Darauf der Dude relaxt: „Vielleicht. Das und ein paar Klöten.“ Der Film läuft hier im Hotel in Endlosschleife, jeden Tag, immer wieder, das ganze Jahr.

Ohai Das geht nicht gut. Später mehr dazu.

Hab's gerade nachgeschaut. Die Zehn-Milliliter-Tube von Tom Ford kostet 25 Euro aufwärts. Wahnsinn! Mir reicht da mein Labello.

Meine Frage an dich: Finden Frauen diesen Look sexy? Es ist ja schließlich furchtbar unbequem, diese Unterleibskneifer zu tragen.

Ich habe das anders in Erinnerung. Hat der „Dude“ nicht eine schlimme Kastrationspanik? Er, der fürchtet, dass die Frauen ihm beim Bowling die Pins umschmeißen, ist eigentlich auch ein Krisenmann erster Güte.

Ich also auch? Würde die Rollen, die du aufzählst, aus eigener Erfahrung schon mal ergänzen um: Kumpel, Unterhaltungskünstler, Problemlöser.

Kennst du „Ein Mann, ein Buch“, diesen kleinen Ratgeber mit Leinenumschlag? Männer bekommen ihn zur Konfirmation, zur Hochzeit oder zum Dreißigsten geschenkt, damit sie lernen, wie man Lagerfeuer macht, Weinflaschen mit einem Kellnermesser entkorkt und Frauen bezirzt. Je mehr Krise, desto beliebter die Stereotype.

Ach, wir lassen uns auch gerne bemitleiden.



PIQUADRO

ITALY

ENGINEERED
FOR BUSINESS

www.piquadro.it

Kein Mann ist ein Mann

Mehr oder weniger. Es gab wahrscheinlich ein paar interessierte Männer, die diesen Industriezweig auf Touren brachten, und schon lastete auf allen anderen ein neues Kosmetik- und Modediktat. Wobei wir nicht so stark unter dem Druck stehen, ihm zu folgen, wie die Frauen.

Hier fehlt eindeutig die „Schlepper-Post“, das Magazin für Treckerliebhaber.

Gibt es da vorrangig männliche oder weibliche Studenten? In den Soziologieseminaren an der Uni hatte ich immer den Eindruck, ein bisschen mehr Männer täten der Geschlechterforschung gut. Zumindest da, wo von ihnen die Rede ist.

Tolles Buch! Es hat mir plausibel und unterhaltsam erklärt, wie das kulturelle Erbe dieses Landes sich auf meine Gefühle auswirkt.

Zu dem Workshop über territoriales Herrschen, den du in Berlin beobachtet hast, hätte Theweleit bestimmt auch einiges zu sagen gehabt. Räume dominieren und Schwächere unterwerfen, das ist doch out. Wenn wir Gleichberechtigung wollen, muss der Kampf um die Macht endlich aufhören.

An allgemeinbildenden Schulen unterrichten heute doppelt so viele Frauen wie Männer. Und seien wir ehrlich: Vielen von ihnen sind die Bedürfnisse, Interessen und Faxe der Jungen fremd und unheimlich. Kein Wunder, dass sie die Mädchen da besser benoten. Sieht so aus, als ob mehr Männer Pädagogen werden sollten, wenn wir diesen Aspekt der Krise beheben wollen.

Bevor die Reise wie jede gute Reise ans Meer geht, decke ich mich am Bahnhof mit Männermagazinen ein. Es gibt dafür mittlerweile eigene Regale. Ich kann mich erinnern, wie wir Grundschulmädels am Kiosk in die „Brigitte“ oder die „Cosmopolitan“ schauten und Gedanken hatten wie: „So viele Anweisungen. Was für ein Stress.“ Und das machen die Männer jetzt freiwillig nach? Machen sie, auch wenn es eine Weile gedauert hat, bis sie den „Kicker“ mal aus der Hand gelegt haben. Inzwischen ist für jeden was dabei: für Fans von gebutterten Fleischbrocken („Beef“), für Schlipsträger, die gerne ein bisschen crazy wären („Business Punk“) und für bürgerliche Romantiker („Freemen's World – Abenteuer gibt es noch“), um nur ein paar zu nennen. Ich blättere durch die Rezepte für Sumoringer-Kraftsuppe und Bulletproof Coffee (das ist Kaffee mit viel Fett), die „neuen Superkraft-Turbo-Workouts“, eine Reportage über die Überlastungsgefährdung der Allround-Männer und einen Fitnessplan, der Männer „trotz Job und Kids“ in Bestform hält. Ein Bild, das ich nicht mehr aus dem Kopf bekomme, ist die Anzeige einer großen Modemarke, auf der ein strammes Mannsbild von Katzenbabs umspielt wird.

Seit ungefähr dreißig Jahren haben deutsche Wissenschaftler die Geschlechterforschung auf dem Plan, und seit der Jahrtausendwende hat sie richtig Fahrt aufgenommen. Auch wenn Studenten die Mannwerdung hierzulande noch nicht lernen können wie in den Vereinigten Staaten, wo es das Masterfach Masculinities gibt. Doch noch bevor das Thema hier überhaupt aufkam, hat Klaus Theweleit mit seinen „Männerphantasien“ die Arena eröffnet, das war 1977. Wer den Titel nicht kennt, könnte denken, das Buch sei zum Schmunzeln, dabei ist es gewaltig. Theweleit hat in dieser psychoanalytischen Monumentaluntersuchung anhand der Literatur der Freikorps das mangelhafte Verhältnis dieser Männer zu ihren Körpern und eine tiefe Identitätsangst analysiert.

Der Einband der „Männerphantasien“ ist mit dem Bild eines Zuges versehen, der den Hindenburgdamm gen Sylt überquert. Und über ebendiese letzte Verbindung zwischen Festland und Nordseeinsel fährt jetzt auch der bis auf den letzten Platz mit Urlaubern gefüllte Zug.

Am Sonntag scheint sich halb Westerland in demselben Café zu treffen wie Klaus Theweleit und ich. Es poltert und klirrt, wir angeln uns einen Tisch in der Ecke. Ob der Autor den ultimativen Krisenbeweis liefern kann? Theweleit ist amüsiert. „Wenn die Männlichkeit in der Krise sein soll, wo war sie denn vorher?“ Ich nippe am Kaffee. „Das kann ja nur heißen, dass Männer etwas von ihrer Macht verloren haben.“ Der Satz kommt mir bekannt vor. Immer wieder die Macht. Wir stecken mitten im Kulturkampf.

Wenn überhaupt, sagt Theweleit, bekämen diesen Machtverlust im Alltag die Jüngsten zu spüren. „Wenn es eine Krise gibt, dann sind die Jungen davon betroffen, denn sie sind nirgendwo mehr überlegen, nicht im Sport und nicht in der Bildung.“ Im Gegenteil, den Mädchen fällt vieles leichter, und gefallen lassen sie sich von den Jungen nicht mehr als von anderen Mädchen. „Aber es ist oberflächlich zu behaupten, die Männer kämen nicht damit klar, dass die Frauen mehr zu sagen haben. Es ist eine neue Realität.“ Wieder spukt mir Tony im Kopf herum. Ihn machte die Gegenwart so verrückt, dass er einfach beschloss, sie zu ignorieren. Seiner Tochter sagte er einmal: „Draußen sind vielleicht die Neunziger, aber in diesem Haus ist es 1954!“ Tony verteidigte seine Jungspanthasien mit Klauen und Zähnen.

Theweleit, der 26 Jahre Hausmann war, weil seine Frau die lohnendere Position hatte, bestellt noch einen Espresso und stellt klar, dass Männer nur dann ein Problem haben, wenn sie am alten Rollenbild haften. „Ansonsten sind sie nicht benachteiligt, sie haben alle Möglichkeiten. Es sind nur nicht mehr die alten Muster gefragt. Um etwas zu erreichen, müssen sie sich jetzt ein bisschen mehr anstrengen.“ Und was heißt das für meine Suche nach der Krise? „Krise ist Quatsch, das ist so ein Wort, das zu Brei gekloppt wird und doch nichts aussagt, auch wenn man tausend Artikel draus macht.“

Tags darauf rollt der Zug wieder über den Damm, zurück an Land, es geht nach Hause. Im Waggon versuche ich ziemlich umständlich, meinen Koffer mit einer Schulter auf die Ablage zu hieven, als ich es von der Tür her rufen höre: „Hey, lass mich mal!“ Der Mann sprintet herüber und greift nach dem Koffer. „Danke“, sage ich und lache, „aber es geht schon!“ Aber es geht nicht. Er ruft: „Mein Gott, jetzt lass mich doch einfach mal. Irgendwie müssen wir uns doch für euch unersetzlich machen.“ Ich schaue ihn an. Und denke: Ganz egal, ob Krise oder nicht, wir hängen da zusammen drin.

Auf der Heimfahrt denke ich, wenn es um die Krise geht, spielt eben immer auch die Frage mit, wie ein Mann sein muss, um ein „richtiger Mann“ zu sein. Was die Wissenschaft hegemoniale Männlichkeit nennt, also das Selbstverständnis der männlichen Überlegenheit, ist mittlerweile in fast allen Lebensbereichen überholt. Neu ist aber, dass es neben den ohnehin vielen Möglichkeiten, den Begriff „Männlichkeit“ mit Inhalt zu füllen, immer mehr und immer komplexere Möglichkeiten gibt. Was heißt es, 2015 als Mann in Deutschland zu leben? Es heißt hetero sein, bi, schwul oder transgender; allein leben, monogam oder polyamourös; Ernährer sein oder Teilzeitvater oder Hausmann; alleinerziehend, verheiratet, ohne Kinder oder mit; dick oder drahtig, paleo oder vegan, introvertiert oder durchgeknallt, mit Cowboystiefeln oder Lackschuhen, und immer so weiter. Dasselbe gilt für die Frauen. Wir alle ruckeln uns zurecht, ecken an, und manchmal fühlt sich das wie eine handfeste Krise an. Nicht jeder kann sich so viel Gelassenheit leisten wie George Clooney, der über seine Frau sagt: „Ich bin stolz, dass sie klüger ist als ich. Dafür bin ich besser im Armdrücken.“

An Tonys Krise hatten nicht zuletzt die Frauen Schuld, ihre neuen Rollen sprengten seine notorisch rückwärtsgewandte Männerwelt. Einmal sagte er, dass er gerne ein Gary-Cooper-Typ wäre, stark und schweigsam, aber das lief so nicht mehr. Sein Leben als Familienmann war für ihn mindestens so gefährlich wie die Verstrickungen seiner mafiosen familia. Und der therapeutische Blick auf sein Innenleben kam einem Hochverrat an seinem Geschlecht gleich. Er hasste es, Hilfe zu brauchen, aber er brauchte sie. Was Tony an der Therapie am meisten ärgerte, war, dass er keine handfesten Ansagen bekam. Er wollte Regeln hören. Doch er ging immer leer aus. Die Therapeutin stellte ihm Fragen, und selbst seine Gegenfragen beantwortete sie mit Fragen, es machte ihn fuchstiefelswild. Er sollte selbst Antworten finden. Aber das hätte viel Zeit gekostet und viel Mühe.

Nun ist die Reise vorbei. Gibt es nun die Krise, oder kann ich guten Gewissens ihr Ende ausrufen? Die Antwort überlasse ich Ihnen. Nehmen Sie sich ruhig Zeit. Aber ich bin sicher, wir sind uns einig. ◀

Ich glaube nicht, dass die „lohnendere“ Position zwangsläufig darin besteht, das Geld zu verdienen. Vielleicht würden viele Männer gerne den Haushalt schmeißen und die Entwicklung der Kinder erleben.

Ich biete das in ähnlichen Situationen nur noch selten an, weil ich von vielen Freundinnen weiß, dass sie alleine zurechtkommen wollen. Männer sind mit ihren Hilfsangeboten ja oft auf Flirts aus, und nicht alle Frauen haben Lust darauf. Ich habe mich mal schrecklich blamiert, als ich im Restaurant für die Dame mitbestellen wollte. „Den Mund, den ich zum Essen mitgebracht habe, kann ich auch zum Reden benutzen“, sagte meine Begleiterin in Anwesenheit des Kellners.

Ein schöner Gedanke. So hat der Kulturkampf auch etwas Versöhnliches.

In meiner Familie erinnert man sich, mein Großvater sei wie Gary Cooper in „High Noon“ gewesen. Leider starb er früh. Vielleicht hätte ich mir als Heranwachsender sonst ein paar Komponenten des Mannseins von ihm abschauen können – mehr als nur die Stärke und Schweigsamkeit, die Tony an Cooper gefielen. Dass ein guter Mann nämlich gerecht, verlässlich und aufrichtig sein muss. Stellen diese Eigenschaften nicht alle anderen Männerideale in den Schatten?

Lateline, 28. Januar 2015

Thema: Lieber zu zweit oder allein?

Thomas aus Berlin, 28 Jahre

Thomas: Es gibt viele Dinge, die mach ich gern mit meiner Frau, und viele, die mache ich wahnsinnig gerne alleine. . . . Verreisen, das macht man zum Beispiel gern zusammen. Damit man Sachen zusammen erkundet und nicht allein.

Moderator: Stimmt, wobei Reisen mache ich auch gerne alleine. So für mich.
Thomas: Ja, da bin ich schon bei dir. Wenn ich irgendwo in die Türkei reise, nach Russland oder Amerika . . . Dann will ich das alleine erkunden. Die Frauen sind ja gewöhnlich so hotelgeil und wollen nur in der Lobby bleiben.

Hotelgeile Frauen, die nur in der Lobby bleiben wollen? Das klingt nach Prostitution.

Thomas: Nein. Vielleicht bei anderen Frauen, aber nicht bei meiner.

Die Frage ist, warum will die immer in der Lobby bleiben und nicht mit dir aufs Zimmer? Da haste ja auch was falsch gemacht.

Thomas: Ach, Quatsch, nein . . . Aber wer kennt das nicht? Der erste Tag im Urlaub, und die Frau will morgens gleich erst mal einkaufen. Du willst irgendwie raus und wandern und so, dir die Welt angucken.

Wie bist du denn sonst hobbymäßig so drauf?

Thomas: Seit ich meine Frau kennengelernt habe, ist da nicht mehr so viel. Nur noch arbeiten und dann ab nach Hause und hoffen, dass man noch ein bisschen zocken kann.

Lateline, 4. März 2015
Thema: Körperteile

Sven aus Göttingen, 23 Jahre

Welches Körperteil ist dein liebstes?
Sven: Ich muss ganz klar sagen, ich persönlich achte extrem auf Ohren. Meine kann ich nicht so gut leiden, aber ich finde, das ist einfach eine Zone . . . ja . . . ich find’s einfach genial, ich find’s geil.

Anruferin: Welches Ohr präferierst du denn?

Sven: Ich habe da noch nie drüber nachgedacht, aber ich schätz mal so, es wäre so das linke.

Anruferin: Aber wie muss es aussehen? Wie eine Kartoffel oder wie ein Blumenkohl oder wie ein großes, langes Dumbo-Ohr?

Sven: Orr, nee, Blumenkohl geht gar nicht. Ich mag lieber bisschen kleinere Ohren, die können ruhig auch ein bisschen spitz sein.

Anruferin: Oben oder unten spitz?

Sven: Lieber oben. Ich bin aber überhaupt gar kein Fan von Segelohren.

Weil mit Schiffen hast du’s nicht so?
Sven: Da fliegt man doch weg bei so ’ner Orkanstärke.

Und Ohren haben tatsächlich eine sexuelle Komponente für dich?
Sven: Äh, ja, doch, kann man schon sagen. Ich find’s auch echt genial, wenn da ne Frau so’n bisschen am Ohr knabbert.

Knabberst du denn zurück?

Sven: Klar, wenn sich’s anbietet.

Was passiert, wenn du eine Frau triffst, die findest du wahnsinnig attraktiv, sieht aber so ein bisschen aus wie Niki Lauda um die Ohren rum. Würdest du weiter mit ihr daten, oder wär sie raus?
Sven: Nö, ich würd sie schon weiter daten, es gibt ja noch wesentlich mehr als Ohren.

Lateline, 24. März 2015
Thema: Klischees

Andi aus Prenzitz

Der Andi aus Prenzitz sagt, Schwule erkennt man an der Bewegung.
Andi: Ja, der Meinung bin ich schon sehr stark. Ich müsste mich also, ähm, schon sehr stark täuschen, oder ich hab’ wirklich einige Schwule übersehen.

Das Problem ist jetzt, das Problem ist, du erkennst ja quasi nur die Schwulen, von denen du weißt, dass sie schwul sind, oder wie erkennst du das sonst? Oder mutmaßt du aufgrund von der Bewegung, und wie bewegt sich denn ’n Schwuler?

Andi: (lange Pause) Also wie bewegt sich ein Schwuler?

Sach jetzt nicht, schwul.

Andi: Na, was ist schwul? Naja, also man erkennt schon so ’ne Art also . . . ha, das ist schwierig zu erklären, aber . . . ähhhm, ja, das is . . .

Ja, sag es uns.

Andi: Ja, mir liegr’s auf der Zunge.

Also du siehst jemanden, und es geht gar nicht ums Tanzen, sondern du erkennst es auch so oder was?

Andi: Na, zumindestens auf alle Fälle an der Stimme, am Sprechen, an der ganzen . . . also, ich meine . . . irgendwas is drinne in diesem Körper, was, äh, ja . . .

. . . was schwul ist und raus will.
Andi: Ja, so ungefähr. Ja, wie soll man das denn am besten erklären?

Wie viel Schwule kennst du denn, an denen du das festgestellt hast?
Andi: Äh, drei, vier. Vier Leute.

Vier Schwule. Und was vereint die jetzt an Bewegung, und äh, Auftreten, dass du sagst: Hier guck, das issees?
Andi: Also, erkannt hab ich’s . . . Ja, genau, also vor zwei Wochen hab ich jemanden, äh, äh, gesehen und kennengelernt, da hat man schon gesehen, an dieser Lache und am Gehen und Sprechen . . .

(macht eine „schwule“ Lache vor)
Andi: Ja, genau so. Irgendwas komisch, da war ich mir sicher. Und fünf/Minuten später hat es sich dann ooch rausgestellt, er ist dann wirklich schwul gewesen.

Weil ihr beide nackt wart.

Andi: Weil wir beide nicht nackt waren, natürlich. Ähm, ja . . . man hat’s ooch wirklich am Lachen gemerkt, also ooch übertrieben, viele Schwule lachen einfach übertrieben.

Schwule lachen übertrieben.
Marcel aus Berlin, 30 Jahre, kommt dazu

Marcel, bist du schwul?
Marcel: Nein. Also ich hoffe nicht.

Also, was heißt denn hier, ich hoffe nicht, man weiß es doch, man spürt es, würde ich fast sagen.

Marcel: Ich spüre, dass ich es nicht bin.

Du spürst, dass du es nicht bist. Haste denn schon mal reingefühlt?
Marcel: Nee, nee, is jetzt nicht so meine Fraktion.

Michael aus Korbach, 30, kommt dazu.

„MUTTI MUSS ZUM PUTZEN KOMMEN“

Männer im Ausnahmezustand: Wenn sie abends in der Radio-Talksendung „Lateline“ anrufen, geht es um die ganz großen Fragen des Lebens.

Aufgezeichnet von Denise Peikert

Hallo, wir haben den Michael, der ist 30, und aus Korbach, und er ist schwul. Michael: Hallo.	Rafael: Ja, wollt’ ich, wir wollten uns treffen am Wochenende.
So, jetzt bin ich gespannt. Was sagst du denn zu diesem Klischee, dass man Schwule an der Lache erkennt? Michael: Es gibt auch ganz viele Heteros, die so ’ne komische Lache haben, wo man denkt . . .	Mütter sind die Wichtigsten. Kommen wir zum eigentlichen Thema, wofür wirst du beneidet? Rafael: Äähhm, ja, ist eigentlich ’ne relativ kurz erzählte Geschichte. Ich hab am 11.2. meine letzte Zigarette geraucht, 11.2. diesen Jahres. Ähm, ich, äh, nehme seitdem kein Schweinefleisch mehr zu mir, sondern nur noch mageres Geflügel-fleisch, ernähr’ mich sehr gesund und bin momentan in der Vorbereitung für den 13.9., da habe ich meinen ersten Triathlon.
Ja, das wollte ich nämlich auch sagen. Und wenn man denkt, er ist schwul, dann ist er es vielleicht gar nicht, nur weil er sich ein bisschen tütig verhält oder so oder seltsam lacht. Michael: Selbstverständlich gibt es viele Heteros, die so quietschig lachen. Was geht’n ab Alter, das geht ja ma gar nich. Nee, ich meine, ich hab ab und zu auch ne komische Lache.	Steh ich jetzt sehr blöd da, wenn ich jetzt frage, über welche Distanz, oder ist das immer die selbe beim Triathlon? Rafael: Nee, nee, also es gibt da verschiedene, es gibt die Kurz-Distanz, die mach ich. 500 Meter Schwimmen, 20 Kilometer Radfahren, 5 Kilometer laufen, auf Zeit natürlich.
Mach ma. Michael: (lacht) Zum Beispiel.	Auf Zeit. Das ist jetzt, glaub ich, machbar, wenn man bisschen fit ist, aber ist auch nicht ohne. Rafael: Nee, also es ist schon, besonders der Wechsel, ist halt, ähm, ziemlich heiß.

Lateline, 18. Juni 2015
Thema: Wofür werdet ihr beneidet?

Rafael aus Gießen, 43 Jahre

Was war die letzte Nachricht, die du von deiner Mutter bekommen hast?
Rafael: Kann dich heute Abend nicht zurückrufen, bin in der Arena am Arbeiten.

Was macht denn deine Mutter?
Rafael: Meine Mutter, ähm, ist Supervisor in der SAP-Arena in Mannheim, Security.

Aber Rafael, du bist 43, deine Mutter ist schätzungsweise mindestens Anfang 60, da ist man noch im Security-Bereich?
Rafael: Ja, als Supervisor, das heißt, sie hat noch mehrere Sicherheitskräfte unter sich.

Wow.
Rafael: Neun Stück an der Zahl.

Das ist ne chefige Mutter.
Rafael: Ja. Die ist gut fit.

Und wir haben über die Frage gelernt, dass du gerne mal Hilfe von deiner Mutter brauchst, weil sie konnte ja nicht zurückrufen, offensichtlich wolltest du was von ihr.

Ist nicht dein Ernst.

Falk: Nee, wirklich, ich bin umgezogen, habe sie angerufen und gefragt, ob sie mir beim Putzen helfen kann, und dann hat sie ja gesagt.

Wie alt ist denn deine Mutter?
Falk: Meine Mutter? Äh, ich bin 30, dann muss sie 48 sein.

Na gut, da ist sie noch nicht, keine alte Oma, aber ich find, die sind durch so viel Scheiße gegangen mit uns, die müssen doch jetzt nicht noch putzen.
Falk: Ja, warum das denn nicht? Für irgendwas, weißte, also für irgendwas, ähhh, muss man sie ja . . . Ich helf’ ihr, sie hilft mir, ist alles super.

Für irgendwas muss man sie ja! Du kannst sie ja einfach nur lieb haben, und ’n Blumenstrauß vorbei bringen.
Falk: Hab ich sie ja. Also lieb haben tu ich sie auf jeden Fall, ich grüß’ sie hiermit auch ganz lieb, aber, ähm, also ich sach ma, wenn man schon ma umzieht, dann kann man schon mal von seiner Mama ’n bisschen Hilfe erwarten. Und vielleicht noch was nettes Gekochtes vorbeibringen lassen.

Ich notiere: Falk nutzt seine Mutter aus.
Falk: Neeeein, das macht sie doch gerne.

Ja, das macht’s nicht besser. Okay, bin da absoluten Top-Tip für Bremen? Ich den nächsten Wochenende.
Falk: Keine Ahnung. Geh einfach ’n bisschen an die Weser, guck ’n paar Mädels aufn Hintern, weißte, so lange wie das Wetter schön ist, ist Bremen echt ’ne schöne Stadt.

Weser, Popo-Gucken. Notiert.
Falk: Genau, richtig.

Gibt’s da auch gut aussehende Männer – Popos für meine Freundin?
Falk: Ähm, das kann ich nicht beurteilen, weil, ich bin nicht schwul.

Gut. Also das kannst du doch auch als Mann zugeben.
Falk: Nein, ja, nö, also, da bringste mich jetzt in Verlegenheit, aber, ähm, ich glaube, ich hab’ da einfach keinen Blick für.

Falk, jetzt wo wir so viel über dich gelernt haben, können wir zur eigentlichen Frage: Wofür wirst du beneidet?
Falk: Alter, weißte, wofür ich beneidet werde? Dafür, dass ich mit meinen Freunden am Samstag zum AC/DC-Konzert fahre. Wir kaufen uns so Mützen mit so Hörnern dran, das eine Ohr kann man abschrauben und draus trinken, und das, äh, wird richtig geil, weil ich nämlich mir Montag freigenommen habe, und wir werden so was von Gas geben und uns die alten Rock-Opas nochmal reinziehen.

Was ist denn aus den guten alten Käppis geworden, wo man rechts und links einfach ne Bierdose hatte, mit ’m Schlauch in ’n Mund direkt?
Falk: Die hab ich lange nicht mehr gesehen, die gibt’s nur noch im Internet.

Ach, und in Bremen gibt’s kein Internet? Wir gucken in Bremen nur noch aufn Popo von der Frau, weil es gibt kein Internet.
Falk: Genau, weil da haste sowieso mehr zu sehn, weißte?

Lateline, 18. Juni 2015
Thema: Wofür werdet ihr beneidet?

Falk aus Bremen, 30 Jahre

Falk, die letzte Nachricht, die du von deiner Mutter bekommen hast?

Falk: Ja, ich komm, morgen viertel nach neun zum Putzen.

konnte von der Helene Fischer in Stuttgart und meine Arbeitskollegen nicht.

Weil die keine Tickets hatten?
Flo: Weil die nicht freimachen konnten, von der Arbeit her.

Und... du bist richtiger Helene-Fischer-Fan oder war das sowas mit Ironie?
Flo: Ich bin richtiger Hardcore-Helene-Fischer-Fan.

Okay. War’s das denn wert, dass alle anderen neidisch waren, haben sie was verpasst?
Flo: Definitiv, das war einfach nur affengeil, die ist übers ganze Stadion geschwebt. War richtig geil.

Was macht Helene Fischer für dich aus?
Flo: Die sieht einfach gut aus, kann richtig gut singen, macht ’ne richtig geile Bühnenshow und ist einfach perfekt.

Okay. Nur mal um das für mich einzuordnen: Was für Musik hörst du sonst so?
Flo: Hauptsächlich Charts. Und natürlich Helene Fischer.

Gibt’s einen Moment, der dich innerlich berührt hat bei so nem Konzert?
Flo: Oh ja, da gab es ein Lied, das hat mich innerlich sehr berührt, da hab’ ich die Augen auch zugemacht und hab’ einfach mal mein Leben sacken lassen.

Welches Lied war denn das?
Flo: Ähhhhmm . . . „Von hier bis unendlich“.

Textlich geht’s da so ungefähr um was?
Flo: Ah, da geht’s um vieles, um Emotio-nen, was so im Leben passiert, ja, alles einfach.

Lateline, 18. Juni 2015
Thema: Wofür werdet ihr beneidet?

Martin aus Frankfurt, 37 Jahre

Um was wirst du beneidet?
Martin: Dass bei mir im Leben immer alles glatt läuft. Das heißt, in der Außenwirkung sehen viele Menschen, dass bei mir eigentlich immer alles gut und positiv läuft, und dass alles Negative sich doch immer wieder zum Guten wendet.

Siehst du das genauso?
Martin: Ja, definitiv. Also, es gibt natürlich immer mal Ausschläge, wo du denkst, oh mein Gott, wieso trifft mich das jetzt. Aber im Nachhinein weißt du, das hat mich eigentlich nur weiter voran gebracht.

Worauf führst du das zurück, dass du so viel Glück hast? Hat das was mit ’ner Einstellung zu tun?

Martin: Ja, wollt’ ich grad sagen, das hat nicht so viel mit Glück, sondern mehr mit ’ner Lebenseinstellung zu tun, dass du einfach nur 100 Prozent positiv durchs Leben gehen musst, und dann widerfährst dir auch nur Positives.

Kann man das lernen?
Martin: Ich glaube schon, weil bei mir war das auch ein Denkprozess, der sich einfach die letzten zehn Jahre, ja, sich weiterentwickelt hat. Also, die letzten Jahre waren Scheidung mit ’m Kind eben Thema, das sind alles Themen, die dich nochmal aufhorchen lassen und nach links und rechts gucken, dass es eben doch noch mehr gibt als jetzt nur die kleine Mikrowelt, die du da vor dir siehst.

Lateline, 24. Juni 2015
Thema: Scham

Maik aus Halle, 28 Jahre

Wofür schämst du dich?
Maik: Das ist jetzt gute zehn Jahre her. Da bin ich öfter noch mit dem Regionalzug gefahren, von Halle bis nach Eisenach, das waren noch die ganz alten DDR-Züge. Die hatten zwischen den Abteilen so Schiebetüren, und die waren damals noch nicht so erkenntlich, ob die Türen offen oder zu sind. Und als ich einstieg, sah ich so eine Dame, die hatte es mir angetan, und ich dachte, die Tür ist offen. Aber sie war zu, und ich lauf’ mit voller Kanne davor. Und dann war ich so benebelt, dass ich vergessen habe, ob die Tür auf oder zu ist, und bin gleich nochmal dagegen gelaufen.

Und dann haste die Frau auch nicht mehr angesprochen?
Maik: Nee, ich bin dann gleich weiterge-laufen ins nächste Abteil.

Und da haste dich geschämt?
Maik: Na, aber richtig. Der ganze Zug hat gelacht.

Und hat die Frau auch gelacht? Ich meine, Humor ist ja eine gute Basis.
Maik: Ja, sie hat auch gelacht. Sie dachte bestimmt, hoffentlich setzt sich der Trottel nicht neben mich.

Lateline, 22. Juli 2015
Thema: Eure letzte Trennung

Christian aus Halle, 25 Jahre

Christian: Ich habe mich in eine Prostituierte verliebt.

Wie kam es dazu?
Christian: Wir haben uns halt im Internet kennen gelernt und öfters getroffen. Wir hatten da nichts miteinander, und ich habe auch nichts bezahlt, aber wir haben uns halt ineinander verliebt. Und ich hab’ die dann nach einem halben Jahr geschwängert, und ja, sie war dann halt in ihrem Beruf tätig und hat ihr Kind verloren.

Euer Kind?
Christian: Genau. Und sie hat dann irgendwie einen anderen Typen gehabt, keine Ahnung. Und jetzt habe ich erfahren, dass sie vor einem halben Jahr in den Knast musste.

Also ihr habt euch im Internet kennen gelernt und irgendwann herausgefunden, sie ist eine Prostituierte. Da muss man sich ja trotzdem noch irgendwann entscheiden, ich bleibe mit ihr zusammen, und ich werde dieser Frau ein Kind machen.
Christian: Ja, genau.

Nun hast du aber eben sehr lax gesagt, dann hat sie halt ihr Kind verloren. Das bedeutet, so richtig um sie gekümmert hast du dich also auch nicht.

Christian: Ja, na, das Ding ist: Man weiß ja nicht, ob’s wirklich meins war.

Ach so okay. Hm, und wie habt ihr euch dann jetzt getrennt?
Christian: Ja, wie gesagt, sie ist vor einem halben Jahr in den Knast gegangen. Wir haben uns dann nochmal getroffen hier in Halle, nochmal ausgesprochen, und da hat sie gesagt, dass sie das Kind verloren hat.

Wenn du mir jetzt sagst, sie erzählt dir da irgendwann, sie hat ihr Kind verloren,

dann wart ihr doch gar nicht richtig zusammen . . .
Christian: Doch, schon, doch, doch.

Wenn man richtig zusammen ist, dann erzählt man sich doch nicht nebenbei, bevor man in den Knast geht, dass man das gemeinsame Kind verloren hat.
Christian: Aber so war es gewesen.

Okay, aber da dachtest du noch, es ist ’ne gute Beziehung.
Christian: Was heißt gute Beziehung. Man hat sich halt was Besseres vorgestellt, und dann issees so geendet.

Und du vermisst sie immer noch?
Christian: Ja, schon. Mal gucken, wie lange sie nun muss. Sie meinte zu mir, sie muss drei Jahre sitzen.

Warum?
Christian: Das kann ich nicht sagen.

Das habt ihr, trotz dass ihr zusammen wart, auch nicht ausgetauscht?
Christian: Wir waren ja ein Dreivierteljahr zusammen gewesen.

Versteh’ ich, ja, da würd’ ich auch nicht nachfragen. Ist die Alte halt weg.
Christian: Genau.

Viel Glück, bis bald.

Lateline, 22. Juli 2015
Thema: Eure letzte Trennung

Kim aus der JVA Kiel, hat noch zehn Monate, sitzt schon sechs, Grund: Bewährungswiderruf wegen Einbruchs

Und wie geht’s dir da?
Kim: Jetzt mittlerweile wieder besser, man gewöhnt sich an den Alltag.

Und hat sich deine Freundin getrennt, weil du in den Knast musstest?
Kim: Kann ich eigentlich gar nicht richtig beantworten. Auf jeden Fall hat sie eigentlich alles genommen, was ich bis dato hatte. Sie sagte mir, sie würde auf mich warten, und dass wir das gemeinsam schaffen. Nach rund sechs Monaten kriegte ich dann raus, weil ich was über Amazon bestellen wollte, dass meine Kontodaten gesperrt waren, weil mein Konto nicht gedeckt war. Ich kriegte dann also schmerzlich zu erfahren, dass sie mein Konto leergeräumt, meine Möbel aus meiner Wohnung leergeräumt hat und dass auch mein Kraftfahrzeug verschwunden ist.

Glaubst du, dass sie sich an dir rächen wollte, dafür, dass du sie so lange alleine lässt?

Kim: Ich weiß es nicht, ich krieg’ sie auch seitdem nicht erreicht, ich hoffe, dass sie das jetzt hört.

Ist das ätzend.
Kim: Und jetzt seit zwei Wochen habe ich Kontakt zu einer Ex-Freundin aufgenommen. Und jetzt über das intensive Schreiben über Handy und Briefe hat sich da wieder mehr entwickelt zwischen uns.

So ein Brief ist doch auch was Schönes.
Kim: Ja, ich habe heute erst wieder einen Brief gekriegt.

Und hat sie da irgendwann Parfum range-sprüht, wie man sich das vorstellt?
Kim: Ich habe tatsächlich an dem Brief gerochen, und ich bin der Meinung, der riecht auch.

Die Fragen stellen die Moderatoren Kathrin Thüring, Ingmar Stadelmann und Johannes Sassenroth.

Wenn schon auffallen, dann durch Tore. Der eleganteste Stürmer der Welt steht mimisch und modisch für Understatement. Robert Lewandowski setzt mit seinem klassischen Stil einen Kontrapunkt zu den auffälligen knalligen Outfits, wie sie einige südamerikanische Teamkollegen mögen. Das Extravaganteste, was er 2015 trug, war die schwarze Maske, die er im Champions-League-Halbfinale gegen den FC Barcelona anlegen musste, um die kurz zuvor gebrochenen Knochen in Oberkiefer und Nase zu schützen. Für unser Shooting wählte Lewandowski lieber ein kleinkariertes Jackett aus.



Der Bayern-Kollege Jerome Boateng besitzt mehr als 600 Paar Schuhe. Manuel Neuer (von links), Robert Lewandowski, Thomas Müller, Mario Götze und Xabi Alonso haben gar keine nötig.

SPIEL FREI

Die Bayern sind auf dem Platz schwer zu besiegen. Auch abseits des Rasens machen fünf ihrer größten Stars, ausgestattet von Giorgio Armani, bella figura.

*Fotos Jork Weismann
Styling Markus Ebner
Texte Christian Eichler*



© Cantiere Maggiore

www.herno.it · ph. +39.0322.77091

HERNO



SPIEL FREI

Herr Neuer, was für ein Modetyp sind Sie?
Ich mag es sportlich, aber auch elegant. Und als Sportler ist man daran gewöhnt, dass alles auch bequem sein soll. Deshalb mag ich maßgeschneiderte Sachen. Während der Saison, wenn wir ständig im Training sind, schwankt mein Gewicht um höchstens 1,5 Kilo, da passen die Sachen immer perfekt. Man muss sich keine Gedanken machen, man schlüpft einfach hinein.

Wenn die Mode von der Stange kommt: Haben Torhüter eine Problemfigur? Breite Schultern, lange Arme?
Jeder Fußballer hat irgendwo ausgeprägtere Körperformen. Bei mir ist es manchmal die Armlänge. Oder die Größe bei italienischen Schuhen.

Sportlich, trotzdem elegant. Gilt das auch fürs Torwart-Outfit?
Ich stand nie auf diese farbigen Torwarttrikots wie in den neunziger Jahren, diese Papagei-Farben wie bei dem Kolumbianer René Higuita. Zwei schlichte Farben kombiniert, das war immer meins, auch zusammen mit den Handschuhen. Mittlerweile sind es eher drei Farben, weil der Ausrüster das möchte.

Mögen Sie den italienischen Stil?
Mir haben die Trikots der Italiener immer sehr gut gefallen. Und dann auch ihre Anzüge, die Art und Weise, wie sie aufgetreten sind. Wenn die angereist sind zu Spielen, waren sie immer sehr cool gekleidet. Meist mit Sonnenbrille. Die können das machen. Bei uns Deutschen hätte man dann gesagt: Was soll das? Ihr seid Sportler und keine Popstars! Wir sind da etwas zurückhaltender.

Inzwischen wirkt der Unterschied aber nicht mehr so groß.
Wir haben ja einen italienischen Ausstatter. Auch dadurch, dass wir einige Spanier in der Mannschaft haben und der Trainer Spanier ist, sind wir viel offener für diesen Stil als vielleicht vor fünf Jahren.

Einer von ihnen, Xabi Alonso, hat vorhin den Sitz Ihrer Krawatte bemängelt.
Der hat halt mehr Erfahrung. Ich kann das normalerweise auch, aber bei ihm war der Knoten besser.

Mögen Sie Vintage?
Ja, ich habe eine Vespa, auf der trage ich gerne eine alte Lederjacke.

Wie lange dauert morgens die Entscheidungsfindung vor dem Kleiderschrank?
Vor einem Trainingstag brauche ich nichts zu entscheiden. Wenn wir am Abend weggehen, in ein schönes Restaurant, dann überlege ich schon ein bisschen länger. Aber das sollte in fünf bis zehn Minuten entschieden sein.

Lassen Sie sich beraten in Sachen Mode?
Nein, das mache ich selbst.

Herr Müller, sind Sie vom Stil eher klassisch oder leger?

Beides. Ich trage gern schöne Jacketts. Dazu ein weißes Hemd, da kann das Jackett ruhig etwas auffälliger sein. Und schon ist der Abend gerettet.

Ist ein Mode-Shooting ein Ausflug in eine andere Welt?

Immer wieder ein Exkurs. Ein bisschen verrückt, macht aber Spaß. Bei Mode-Shootings hat man immer wieder Sachen an, die man sich im normalen Leben wahrscheinlich nicht anzuziehen traut. Die Italiener verkaufen einem ja viel als Mode, und wenn die das sagen, dann kann man das auch tragen. Im Endeffekt kommt es nur darauf an, wie man etwas trägt. Man kann auch außergewöhnliche Sachen tragen, wenn man mit dem nötigen Selbstbewusstsein rüberkommt und dem Gegenüber vermittelt, dass man das bewusst so gewählt hat. Dann kann man anziehen, was man will.

Tun Sie das?

Zu Hause vorm Kleiderschrank zeigt sich, ob man genügend Mut im Gepäck hat. Bei den ganz extravaganten Sachen überlege ich mir schon zweimal, ob ich so aus dem Haus gehe.

Es gibt ja Kollegen, denen es da an Mut nicht fehlt. Macht man da manchmal Spaß im Team?

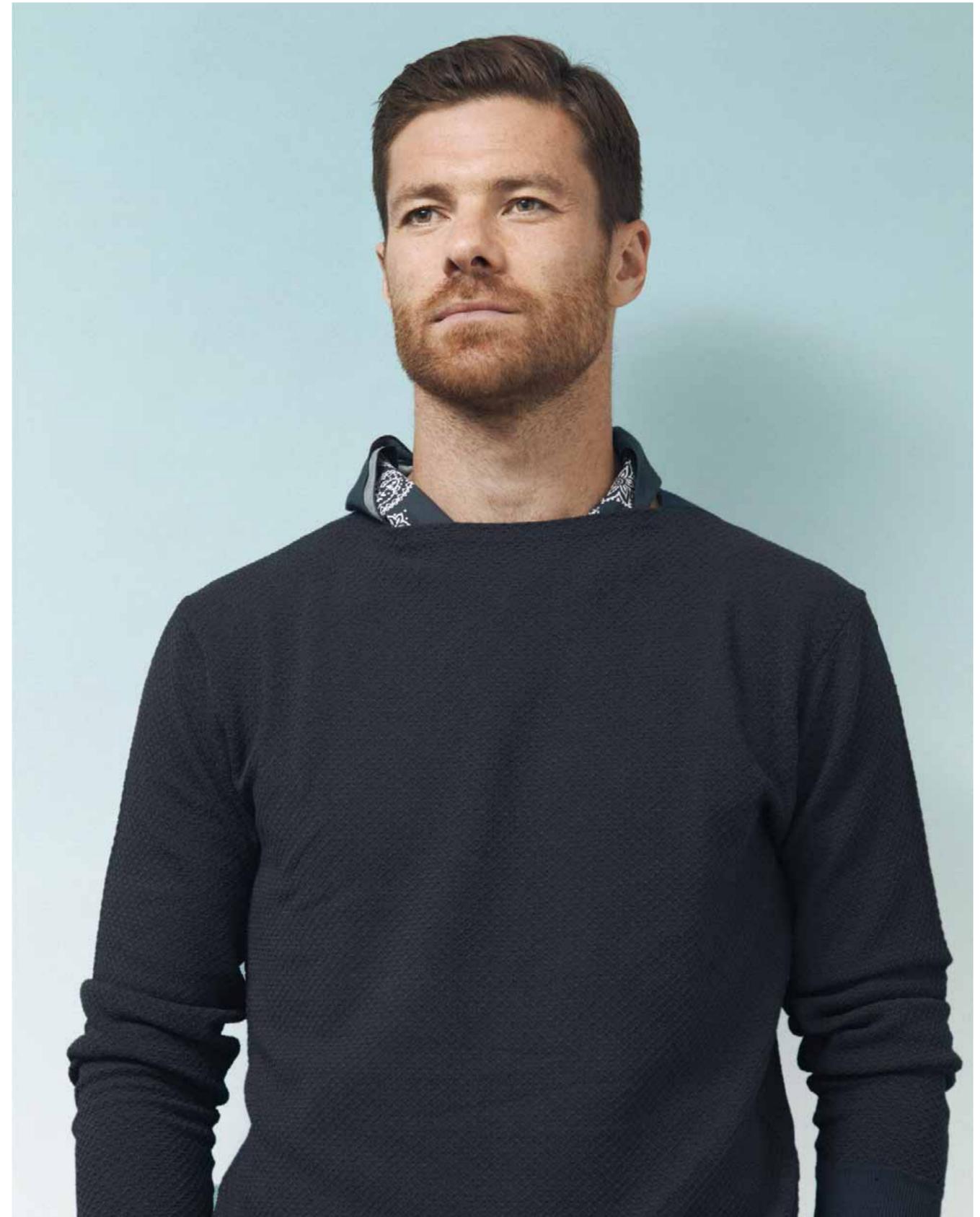
Natürlich haben wir in der Mannschaft auch modische Freigeister. Aber wenn das jemand mit dem nötigen Selbstverständnis trägt, kann man nichts dagegen sagen.

Haben Sie modische Problemzonen?

Ich habe lange Arme. Von den Armen her brauche ich immer Größe L, vom Oberkörper her nur M.

Die Beine nicht?

Manche Kollegen mit dickeren Oberschenkeln haben Probleme bei Jeans. Davon bin ich aber nicht betroffen.



SPIEL FREI

Im fensterlosen Raum im Parterre der Allianz-Arena herrscht Trubel. Stylisten, Fotograf, PR-Leute, Fußballer-Models, alles wirbelt durcheinander. Die Zeit ist knapp. Was bei der Anprobe getrödelt wird, geht fürs Shooting verloren. Mitten drin, unbeirrter Ruhepol wie in einem dicht bevölkerten Mittelfeld:

Xabi Alonso. Als die Kollegen sich noch mit der Krawatte abmühen, sitzt sie bei ihm bereits makellos. Ebenso wie der Anzug, dessen Schimmer das passende Spiegelbild von Alonsos Spielweise ist: Er glänzt mit Sachlichkeit. Der Spanier wirft einen prüfenden Blick auf den Knoten von Thomas Müller: ganz okay. „Doppel-

Windsor“, sagt Müller, „habe ich einmal mit Youtube beigebracht.“ Bei Manuel Neuer dagegen: leiser Tadel. „Sitz nicht so gut.“ Alonso winkt: Gib her. Xabi Alonso ist der Typ schweigsamer Anführer, dem man alles anvertrauen kann: einen Ball, eine Krawatte, wahrscheinlich auch ein Geheimnis.



SPIEL FREI

Kaufen Fußballspieler von der Stange, muss man meist die Schenkel weiten. Und die Taille schmälern. Das eine war schon immer so, wegen der prägnant verstärkten Beinmuskulatur. Das andere tritt epidemisch erst bei der heutigen Generation von „ganzheitlich“ durchtrainierten Fußballern auf. Dabei dürfen die schicken

Oberkörper im Torjubel gar nicht entblößt werden. Wenn zu wenig drauf ist, gibt's die Gelbe Karte. Aber auch wenn zu viel drauf ist, drohen Strafen. Im Zeitalter der Diätberater werden bei Feldspielern von Top-Klubs nur noch einstellige Fettanteile toleriert. In dieses komplizierte Körpermuster passt Mario Götze

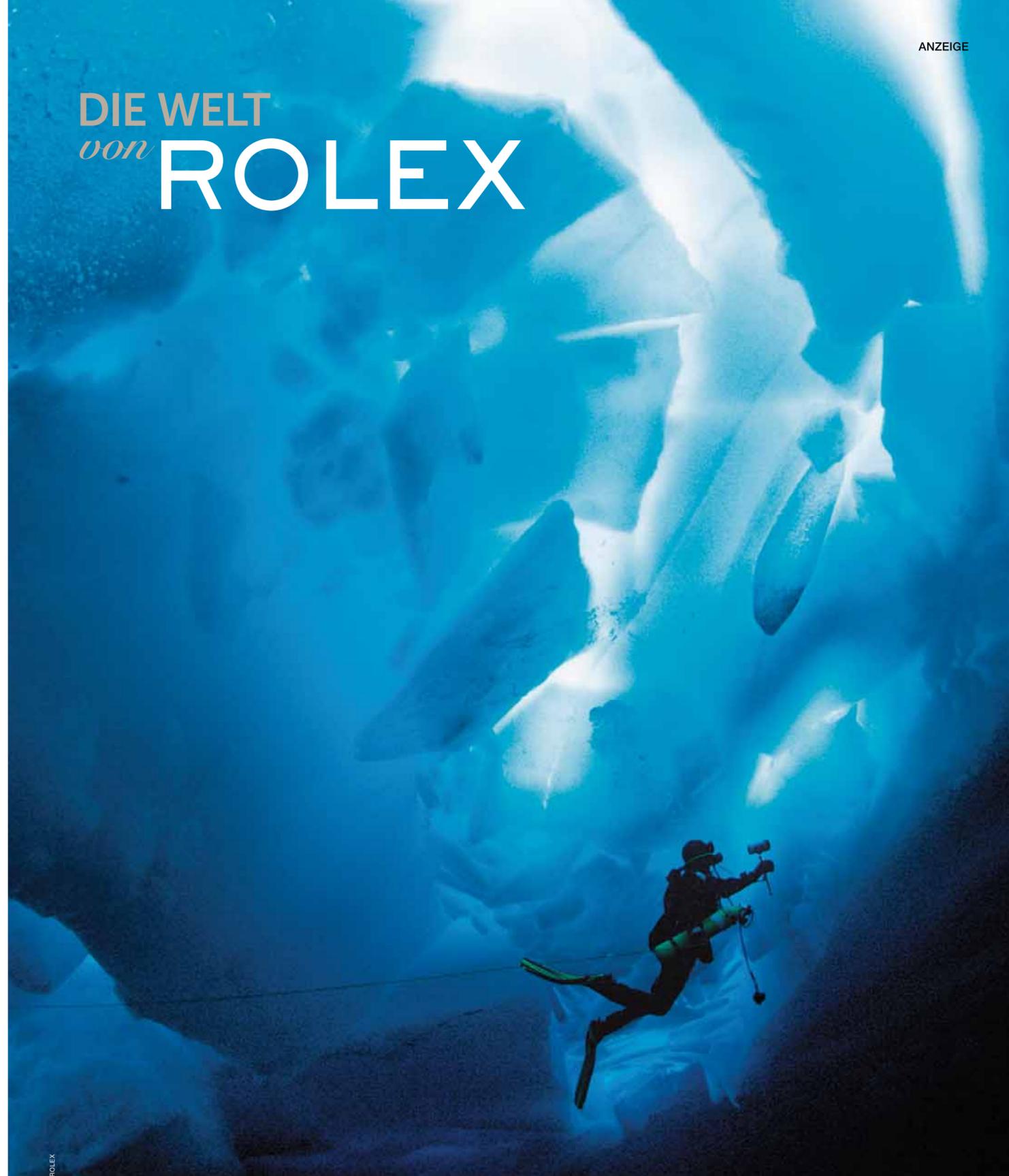
perfekt: kraftvolle Oberschenkel, knackiger Oberkörper. Kein Wunder, dass ihm die weit geschnittene Hose aus der aktuellen Armani-Kollektion zusagt: „Kann ich die mitnehmen?“ Die Antwort: Passt scho!

Die Kleidungsstücke wurden von Giorgio Armani, dem Ausstatter des FC Bayern für offizielle Termine, zur Verfügung gestellt.

STYLING: ASSISTENTE CELINA PLAG UND LEONIE VONK

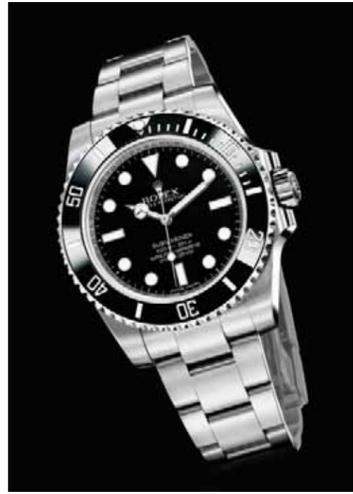
FOTO: BENOIT POVELLE/DEPESA UNDER THE POLE BY ROLEX

DIE WELT VON ROLEX



FASZINATION

ROLEX WAR DIE ERSTE UHR AM HÖCHSTEN PUNKT DER ERDE. BIS HEUTE IST SIE DIE EINZIGE, DIE AUCH AM TIEFSTEN PUNKT DER ERDE WAR. DIE UHREN DER SCHWEIZER LUXUSUHRENMANUFAKTUR BEGLEITEN SEIT JEHER AUSSERGEWÖHNLICHE EXPEDITIONEN UND BEWEISEN AUCH UNTER EXTREMEN BEDINGUNGEN CHRONOMETRISCHE PRÄZISION



HISTORISCHE VERBINDUNG

Die Urform der Taucheruhr, die 1953 vorgestellte Rolex Oyster Perpetual Submariner, verkörpert die historische Verbindung zwischen Rolex und der Unterwasserwelt. Sie war die erste bis zu einer Tiefe von 100 Metern wasserdichte Armbanduhr. Das vollkommen wasserdichte Gehäuse schützt das hochpräzise mechanische Manufakturwerk gegen Wasser, Staub, Druck und Stöße. Die mit dem patentierten dreifachen Dichtungssystem ausgestattete und durch Nocken am Mittelteil geschützte Triplock-Aufzugskrone wird fest mit dem Gehäuse verschraubt und ist so sicher wie eine U-Boot-Luke.



SPORTLICHE ELEGANZ

Die Rolex Oyster Perpetual Submariner Date in Edelstahl 904L ist die Weiterentwicklung der legendären Submariner von 1953 und wird wegen des klassischen Designs längst nicht nur von professionellen Tauchern getragen. Sie verfügt über eine Datumsanzeige und über eine Zykloplupe auf dem Saphirglas. Das bis zu einer Tiefe von 300 Metern wasserdichte Oyster Gehäuse und die in eine Richtung drehbare graduierte Lünette mit Cerachrom-Zahlenscheibe machen diese Uhr zum unverzichtbaren Instrument für alle Taucher.



EDLES GEHÄUSE

Das 40-mm-Gehäuse der Oyster Perpetual Submariner Date in Rolesor gelb wurde 2009 subtil überarbeitet. Durch die lange nachleuchtenden Chromalight-Indizes und -Zeiger ist die Submariner Date sowohl bei gedämpftem Licht an Land als auch im Halbdunkel unter Wasser extrem gut ablesbar. Das Oyster-Band der Submariner Date verfügt über eine Oysterlock-Sicherheitsfaltschließe und das Rolex Glidelock-Verlängerungssystem – zwei technisch sehr komplexe Innovationen aus dem Haus Rolex.

ERKUNDUNG DER TIEFSEE

DIE LEIDENSCHAFT FÜR DIE UNTERWASSERWELT BEGANN FÜR ROLEX IM JAHR 1926 MIT DER VORSTELLUNG DER ROLEX OYSTER, DER ALLERERSTEN WASSERDICHTEN ARMBANDUHR DER WELT

Vor 55 Jahren schrieb Rolex Uhrmachersgeschichte, als das Unternehmen zusammen mit dem Schweizer Ozeanografen Jacques Piccard und dem US-amerikanischen Marineleutnant Don Walsh an Bord des Tiefseetauchboots *Trieste* zum tiefsten Punkt der Erde aufbrach. Als der Bathyskaph *Trieste* am 23. Januar 1960 bis in eine Tiefe von 10.916 Metern zum Grund des Marianengraben vorstieß, war ein Prototyp der experimentellen Uhr Deep Sea Special von Rolex an seiner Außenhülle befestigt. Beide hielten dem enormen Druck in dieser Tiefe problemlos stand, dem kein U-Boot, geschweige denn eine Armbanduhr, je zuvor ausgesetzt gewesen war. Nach der Rückkehr von der erfolgreichen Rekordtauchfahrt der *Trieste* telegraphierte Jacques Piccard 1960 umgehend an den Genfer Stammsitz von Rolex: „Freut mich mitzuteilen, dass Ihre Uhr in elftausend Meter Tiefe genauso präzise läuft wie an der Oberfläche.“

Auf den Spuren der historischen Rekordtauchfahrt von 1960 beteiligte sich Rolex in Partnerschaft mit der National Geographic Society 2012 an der visionären Expedition *DEEPSEA CHALLENGE* von Regisseur und Forscher James Cameron. Bei seinem Solo-Tauchgang im Pazifik steuerte der Regisseur das Tauchboot *DEEPSEA CHALLENGER* bis in die Tiefe von 10.898 Metern. Drei Stunden lang blieb er am Meeresboden, um Untersuchungen durchzuführen, Proben zu nehmen und die ersten hochauflösenden Fotos von diesem letzten geheimnisvollen Grenzbereich zu machen. Rolex hatte eigens für diese Tauchfahrt einen experi-

mentellen Prototyp mit herausragenden Eigenschaften entwickelt: die Oyster Perpetual Rolex Deepsea Challenge, deren Wasserdichtheit bis in extreme Tiefen von 12.000 Metern garantiert werden kann. Der Prototyp Rolex Deepsea Challenge ist eine echte Taucherarmbanduhr und sowohl technisch als auch ästhetisch ein würdiges Mitglied der Rolex Oyster Professional Kollektion. Das Modell untermauert die traditionelle Vorreiterrolle von Rolex auf dem Gebiet mechanischer Armbanduhren und die Marktführerschaft der Marke in puncto Wasserdichtheit. Um die strengen Zertifizierungsanforderungen für Taucherarmbanduhren zu überwachen, wurde die Rolex Deepsea Challenge in einem eigens entwickelten Spezialüberdrucktank bei 1.500 bar getestet, was den Druckverhältnissen in einer (hypothetischen) Tiefe von 15.000 Metern entspricht, also mit einem 25%igen Puffer auf die garantierte Wasserdichtheit.

Rolex war der ideale Partner für die Expedition *DEEPSEA CHALLENGE*, ein Projekt, das Forscherdrang und Abenteuergeist mit technischen Innovationen verbindet, das Streben nach Perfektion und die Grenzen des menschlichen Leistungsvermögens auslotet. Derlei Wagnisse entsprechen den Kernwerten und der Philosophie der Marke Rolex, die bereits auf den Firmengründer Hans Wilsdorf zurückgehen. Die Partnerschaft mit Camerons Expedition markierte einen neuen und nicht weniger spektakulären Meilenstein in der Markengeschichte, deren Leidenschaft für die Unterwasserwelt im Jahr 1926 mit der Vorstellung der Rolex Oyster begann, der allerersten wasserdichten Armbanduhr der Welt.

FOTOS: ROLEX (8); ROLEX/CLAUDE BOSSEL (9); ROLEX/ALAIN COSTA; MARK THIESSEN/NATIONAL GEOGRAPHIC

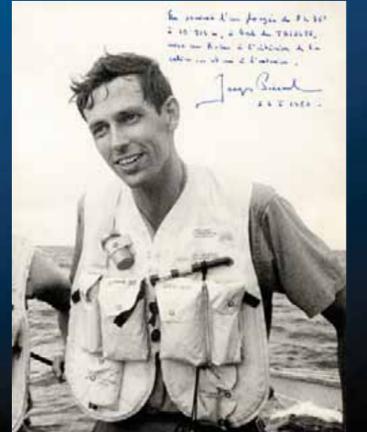


UHR DER AQUANAUTEN

Rolex lässt 2014 mit der Präsentation einer modernen Version der 1967 vorgestellten Oyster Perpetual Sea-Dweller eine Legende unter den professionellen Taucheruhren wieder aufleben. Die bis zu einer Tiefe von 1.220 Metern wasserdichte Oyster Perpetual Sea-Dweller 4000 verfügt über die neuesten Innovationsstandards von Rolex: das 1967 von Rolex patentierte Heliumventil, eine Cerachrom-Zahlenscheibe aus Keramik, eine lange nachleuchtende Chromalight-Anzeige, eine Rolex Spiralfeder, eine Oysterlock-Sicherheitsfaltschließe und das Rolex Glidelock-Verlängerungssystem.

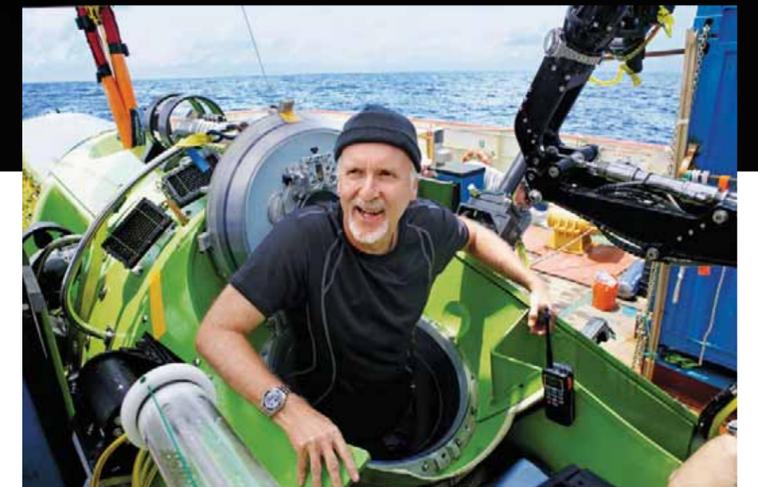
HÖCHSTE ANFORDERUNGEN

Die bis zu einer Extremtiefe von 3.900 Metern wasserdichte Oyster Perpetual Rolex Deepsea stellt die Spitzenleistung von Rolex in der Entwicklung wasserdichter Uhren unter Beweis. Als technisches Meisterwerk ist die Taucheruhr der neuen Generation mit exklusiven technischen Innovationen wie dem Ringlock-System ausgestattet. Dank dieser von Rolex patentierten Gehäusestruktur kann die Uhr dem enorm hohen Druck in 3.900 Meter Tiefe standhalten, der einem Gewicht von etwa drei Tonnen auf dem Uhrglas entspricht. Das Gehäuse der Rolex Deepsea verfügt außerdem über ein von Rolex patentiertes Heliumventil sowie eine verschraubbare Triplock-Aufzugskrone. Als eine Hommage an James Camerons Expedition *DEEPSEA CHALLENGE* präsentierte Rolex 2014 eine Version der ultimativen Taucheruhr mit dem neuen Zifferblatt „D-blue“.



„Die Rolex Deepsea Challenge war während des gesamten Tauchgangs ein zuverlässiger Begleiter; sie war am Greifarm befestigt und man konnte sehen, wie sie in 10.898 Meter Tiefe auf dem Grund des Challengertiefs präzise funktionierte.“

JAMES CAMERON



AM TIEFSTEN PUNKT DER ERDE

Zwischen den Armbanduhren der Uhrenmanufaktur Rolex und den Expeditionen der *Trieste* und der *DEEPSEA CHALLENGER* gibt es eine enge Verbindung. Bei beiden historischen Tauchgängen wurde eine experimentelle Rolex Taucheruhr am Tauchboot befestigt und dem kolossalen Druck knapp elf Kilometer unter der Wasseroberfläche ausgesetzt. Beide Uhren hielten der enormen Belastung stand und funktionierten auch nach dem Auftauchen perfekt. Damit lieferten sie einen eindrucksvollen Beweis für die überragende Wasserdichtheit von Rolex Uhren.



AN DIE GRENZEN UNSERES PLANETEN

Seit den 1920er-Jahren begleiten Armbanduhren von Rolex Frauen und Männer, die seit Langem unübertroffene Rekorde brachen, die Elemente herausforderten und die unwirtlichsten Grenzen unserer Erde erforschten. Mit der erfolgreichen Erstbesteigung des Mount Everest 1953 erweiterten Sir Edmund Hillary und Tensing Norgay die Liste außergewöhnlicher Persönlichkeiten, die mit ihrer Beharrlichkeit und ihrem Streben nach Vollkommenheit Eigenschaften unter Beweis stellten, die für Rolex kennzeichnend sind. Sie waren mit Oyster Perpetual Armbanduhren ausgestattet, die der extremen Kälte und den starken Winden standhielten.

FÜR GIPFELSTÜRMER

Wie das Modell aus dem Jahr 1953 zeigt sich die 2010 auf den Markt gebrachte Oyster Perpetual Explorer mit klarer, kraftvoller und eleganter Linienführung. Ihr schlichtes Zifferblatt mit starkem Kontrast und ihre Chromalight-Zeiger und -Indizes, die mit einer blauen, lange nachleuchtenden Leuchtmasse beschichtet sind, sorgen auch im Dunkeln für eine optimale Ablesbarkeit. Das von 36 auf 39 mm vergrößerte Oyster Gehäuse in Edelstahl 904L ist bis zu einer Tiefe von 100 Metern wasserdicht und gilt als der Inbegriff von Robustheit. Die mit dem patentierten doppelten Dichtungssystem ausgestattete Twinlock-Aufzugskrone wird fest mit dem Gehäuse verschraubt. Die Oyster Perpetual Explorer ist mit dem Kaliber 3132 ausgestattet, einem vollständig von Rolex entwickelten und hergestellten mechanischen Uhrwerk mit automatischem Selbstaufzugmechanismus. Wie bei allen Perpetual-Uhrwerken von Rolex handelt es sich bei dem Kaliber 3132 um ein COSC-zertifiziertes Schweizer Chronometer.



ZUVERLÄSSIGER BEGLEITER

Die 1971 vorgestellte Explorer II war das erste Modell einer Serie robuster Hochleistungszeitmesser, das bald zur bevorzugten Armbanduhr von Höhlenforschern, Vulkanologen und Entdeckern wurde. 2011 präsentierte Rolex die Oyster Perpetual Explorer II in einer neuen Ausführung. Das Gehäuse aus Edelstahl 904L wurde von 40 auf 42mm erweitert. Chromalight-Zeiger und -Indizes bieten eine ausgezeichnete Ablesbarkeit. Ein zusätzlicher 24-Stunden-Zeiger und eine feststehende Lünette mit 24-Stunden-Graduierung ermöglichen die Unterscheidung zwischen Tag und Nacht. Der charakteristisch geformte Mittelteil wird aus massivem Edelstahl 904L, der extreme Korrosionsbeständigkeit aufweist, gefertigt. Das Uhrglas ist für bessere Ablesbarkeit des Datums mit einer Zyklolupe auf der 3-Uhr-Position versehen und besteht aus praktisch kratzfestem Saphirglas. Die Oyster Perpetual Explorer II ist mit einem mechanischen Manufakturwerk mit automatischem Selbstaufzugmechanismus, dem Rolex Kaliber 3187 ausgestattet. Der Aufbau des Kalibers, der allen Uhrwerken der Oyster Kollektion gemein ist, verleiht ihm eine beispiellose Zuverlässigkeit.



EISKALTE HÄRTETESTS

OB IN DEN POLARREGIONEN ODER AUF DEM GIPFEL DER HÖCHSTEN BERGE DER ERDE: ROLEX TESTET DIE EIGENSCHAFTEN SEINER UHREN – ROBUSTHEIT, GENAUIGKEIT UND ZUVERLÄSSIGKEIT – IMMER WIEDER UNTER EXTREMBEDINGUNGEN AUS

Rolex war und ist stets an der Seite aktiver Menschen, für die Forschung und Entdeckung zum Lebensinhalt geworden sind

Seit der Entwicklung der Oyster im Jahre 1926 hat Rolex die Welt regelrecht als Versuchsfeld genutzt, auf dem die Marke unter Realbedingungen die ureigenen Qualitäten ihrer Armbanduhren unter Beweis stellen konnte. Diesem Pioniergeist ist es zu verdanken, dass Rolex zahlreiche Himalaja-Expeditionen ausgerüstet hat, deren Erkenntnisse sich direkt auf die Entwicklung der Oyster Armbanduhren hinsichtlich Präzision und Robustheit ausgewirkt haben. Am 29. Mai 1953 erreichen zwei Männer, angetrieben von einer außergewöhnlichen Entschlossenheit, zum ersten Mal den Gipfel des Mount Everest in 8.848 Meter Höhe. Sir Edmund Hillary und Tensing Norgay, Mitglieder der britischen Expedition, die von John Hunt geleitet wurde, gelang an diesem Tag das, was andere Expeditionen vor ihnen vergeblich versucht hatten: die Besteigung des Daches der Welt. Durch ihre Heldentat verhalfen Hillary und Norgay den Oyster Armbanduhren, mit denen die Expedition ausgestattet war, zu Ruhm. Zugleich ist dieses faszinierende Kapitel menschlichen Abenteuers die Geburtsstunde der Oyster Perpetual Explorer, die 1953 unmittelbar nach der erfolgreichen Besteigung auf den Markt gebracht und zur Ikone wurde.

Rolex Uhren begleiteten immer wieder Forscher und Entdecker, die sich bis ans Ende der Welt begaben und in Wüsten, zu den Polen oder zum Inneren der Erde vordrangen. Umgebungen wie die Polargebiete, die Ozeane,

Vulkane oder das Hochgebirge waren stets die Einsatzgebiete, bei denen die Zuverlässigkeit und Robustheit der Oyster besonders zum Ausdruck kam. In diesen unwirtlichen und unbekanntenen Regionen wurde es mitunter unmöglich, den Tag von der Nacht zu unterscheiden. Für die Höhlenforscher, die ganze Tage in der Dunkelheit verbringen, und die Polarexpeditionen, die mit der Mitternachtssonne oder der Polarnacht konfrontiert werden, stellt die 24-Stunden-Anzeige der 1971 vorgestellten Oyster Perpetual Explorer II daher ein äußerst wichtiges Element ihrer Ausrüstung dar.

Diese Widerstandsfähigkeit der Uhrenmodelle stellt Rolex immer wieder aufs Neue auf die Probe, ob bei der Erforschung des Süd- und des Nordpols, der Höhlenforschung, der Vulkanologie oder bei außergewöhnlichen Expeditionen, wie etwa dem Projekt „Endeavour 8000“ von Rolex Testimonial Ed Viesturs. Der Amerikaner erklimm zwischen 1985 und 2005 alle 14 Achttausender der Erde ohne Hilfe von künstlichem Sauerstoff. Damit war er der erste Amerikaner und der fünfte Mensch überhaupt, dem das gelungen ist.

Rolex fördert Mut, Ausdauer und wissenschaftliche Forschung, die Grundlagen der modernen Entdeckung, und pflegt Partnerschaften mit vielen der größten zeitgenössischen Forscher, wie dem Polarforscher Alain Hubert, der Ozeanografin Sylvia Earle und dem bahnbrechenden Unterwasserfotografen David Doubilet.

SECRET SERVICE



Bond schwingt durch den Pulverschnee, im gelben Overall, mit rotem Rucksack, ein einsamer Skifahrer in prächtiger Gletscherlandschaft. Dann – ein Knall. Von hinten rasen vier dunkle Gestalten auf Ski heran. Bond verschwindet in einen Gletscherbruch, begleitet von Einschlägen links und rechts. Er springt über Geländekanten, erledigt im Rückwärtsfahren einen Verfolger, räumt den zweiten bei der Landung nach einem Salto aus dem Weg. Kurz darauf scheint trotzdem alles verloren: Auf einem schmal zulaufenden Felsplateau fährt er auf den Abgrund zu, hinten die Verfolger, vorne die große Leere und keine Aussicht auf Rettung. Bond erreicht die Kante, er springt, er fliegt, er fällt. Scheinbar endlos. Irgendwann löst er in der Luft die Ski, spreizt Arme und Beine – und zieht einen Fallschirm. Darauf prangt: der Union Jack. („Der Spion, der mich liebte“, 1977)

Es ist eine der berühmtesten Eröffnungsszenen in der Geschichte der Bond-Filme. Sie lässt kaum einen Zuschauer kalt. Schon gar nicht ließ sie Rick Sylvester kalt, den Mann, der da in den Abgrund flog. Gedreht wurde der Stunt im Juli 1976, zu einer Zeit, als das Base-Springen, also das Fallschirmspringen von Gebäuden, Brücken oder Felsen aus, noch längst nicht so populär war wie heute und die Ausrüstung bei weitem nicht so gut. Base-Springen, das war damals Avantgarde im Abenteuersport, ein Grenzfall für absolute Spezialisten.

Rick Sylvester war als Bergsteiger und Extremskifahrer bekannt geworden. Einmal sprang er mit Ski und Fallschirm vom El Capitan im amerikanischen Yosemite-Nationalpark in die Tiefe, 1000 Meter hoch über dem Boden. Das gefiel den Werbeleuten einer kanadischen Whiskymarke so gut, dass sie ihn für einen ähnlich verrückten Spot engagierten. Der wiederum brachte die Bond-Produzenten auf die Idee, Sylvesters Luftnummer in

den Film „Der Spion, der mich liebte“ einzubauen. Als es so weit war, hatte das Bond-Double mächtig Glück: Einer der Ski, die durch die Luft flogen, hätte um ein Haar den Fallschirm getroffen. Wie knapp er ihn verpasst, ist im Film gut zu sehen.

„Das war damals schon am Limit“, sagt Stefan Zürcher. Kaum einer kann das so gut beurteilen wie er. Seit 47 Jahren arbeitet Zürcher für Geheimagent James Bond, und zwar immer dann, wenn es hart auf hart kommt. Der Schweizer hat im Lauf seiner Karriere als Assistenzregisseur, als Location Manager und als Produktionsleiter gearbeitet, für Filme von Bob Fosse, George Lucas, Kenneth Branagh oder Steven Spielberg, 1989 hat er seine eigene Filmgesellschaft gegründet. Aber über die Jahrzehnte ist er immer wieder dorthin zurückgekehrt, wo seine Karriere als Stuntman begann. Zu James Bond. Oder, wie er es nennt: in die Bond-Familie.

An zehn Bond-Filmen hat Zürcher mitgearbeitet, vor und hinter der Kamera, als Stuntfahrer und als Produzent. Er ist der Mann, zu dem die Bond-Bosse kommen, wenn sie Spektakel in den Bergen wollen, besonders Winter-Spektakel. Seine Erfahrung ist gefragt, wenn die Frage auftaucht: Was ist noch machbar in einer Szene und was nicht mehr? „Wenn es um irgendwas mit Schnee- oder Gebirgsaufnahmen ging, war ich immer als Experte dabei“, sagt Zürcher. Auch bei den Skiszene für „Der Spion, der mich liebte“, bei der Verfolgungsjagd, die auf den Gletschern um St. Moritz gedreht wurde, rund um Piz Palü und Piz Bernina, ehe es danach für den Base-Sprung zum Mount Asgard nach Baffin Island in Kanada ging. Nun ist in wenigen Wochen eines der größten Projekte in seiner Bond-Karriere zu sehen, wie Zürcher mit Stolz in der Stimme sagt: im neuen James-Bond-Film „Spectre“, der Anfang November in die deutschen Kinos kommt.

Stefan Zürcher, heute 70 Jahre alt, stammt aus Wengen, einem traditionsreichen Skiort im Berner Oberland, Schauplatz des berühmten Lauberhorn-Rennens. Dort machte er sich früh einen Namen als Extremskifahrer, als „wilder Hund“. Nach der Lehre ging er nach Nordamerika, arbeitete dort als Skilehrer und Renntrainer und kam auch mit dem Filmgeschäft in Kontakt. 1968 schrieben ihm seine Eltern, dass zu Hause im Berner Oberland ein Bond-Film gedreht werde und dass dafür „verrückte Skifahrer“ gesucht würden. Mehr musste Zürcher nicht wissen. Er kam zurück und meldete sich bei den Produzenten. „So hat meine Filmkarriere begonnen.“

Bond ist auf der Flucht. Er schleicht sich aus dem Berginstitut des Schurken Blofeld davon, hoch oben auf dem Gipfel des Schilthorns im Berner Oberland, der im Film Piz Gloria heißt. Bond schnappt sich ein Paar Ski und verschwindet über den Gipfelhang. Blofelds Schergen setzen ihm nach. Schüsse, Sprünge, aufstäubender Schnee. Bond fährt ins Tal ab, er taucht in den Wald ein, kurvt zwischen Bäumen durch, bis er im Dauerbeschuss einen Ski verliert. Er saust auf dem verbliebenen Ski weiter, bis er an einer Welle stürzt und an der Kante einer Felsklippe liegen bleibt. Hunderte Meter über den Lichtern des Dorfs. Der letzte, der hartnäckigste der Bösewichte naht. Es beginnt ein Kampf am Abgrund, ein Gerangel um Leben und Tod. („Im Geheimdienst Ihrer Majestät“, 1969)

Von da an kann Stefan Zürcher am besten weitererzählen. Er spielte im Film „Im Geheimdienst Ihrer Majestät“ den letzten, den hartnäckigsten Bösewicht. Er war bei der Verfolgungsjagd hinter Bond her gebrettert, hat immer geschossen und nicht getroffen. „Beim Showdown am Abgrund habe ich mit Bond gekämpft, und am Ende

Der Stunt-Spezialist Stefan Zürcher steht seit 47 Jahren in Diensten von James Bond. Im neuen Film „Spectre“ lässt er es wieder krachen.

Von Bernd Steinle

schmeißt er mich über die Felswand raus. Ich fliege aus dem Bild. Aber ich war natürlich mit Kabeln angebunden.“ Es ist nicht leicht, das Leben eines Bösewichts, das Leben des Mannes, der James Bond jagt. Man hat da selten viel zu lachen. „Ich war immer ein Böser“, sagt Zürcher. „Auf mich wurde immer geschossen, und ich bin auch ein paar Mal umgekommen.“

„Im Geheimdienst Ihrer Majestät“, 1968/69 gedreht und der einzige Auftritt des Schauspielers George Lazenby als James Bond, ist für viele immer noch einer der besten Filme der Reihe – auch dank Szenen wie der Skijagd vom Schilthorn, gefilmt von Kameramann Willy Bogner. „Das war damals schon eine Revolution“, sagt Zürcher, „das waren für viele neue Skibilder, verrückte Sachen.“ So verrückt, dass sie sich fast 50 Jahre später noch sehen lassen können. „Ich schaue ab und zu in den Film rein. Das war damals, auch für heutige Verhältnisse, eine Riesenerleistung“, meint Zürcher. „Heute hätte man vielleicht andere Kleidung. Aber was da mit schweren Kameras gedreht wurde, kann man heute nicht viel besser machen. Da waren unglaubliche Szenen dabei.“ Am schwierigsten war die Hatz über den Gletscher, das Springen über die Spalten, 25 oder 30 Meter weit. „Das größte Problem hatte der Erste, der das ausprobieren musste. Man durfte nicht zu weit springen, sonst landete man in der nächsten Spalte, aber man musste weit genug springen, um nicht in der Eiswand hängen zu bleiben. Das wäre tödlich gewesen.“

Tatsächlich kam es immer wieder zu schweren Unglücken bei Dreharbeiten zu Bond-Filmen – auch zuletzt wieder, beim Film „Spectre“, als ein Auto auf der Gletscherstraße in Sölden ins Schleudern kam, in eine Plattform krachte und ein Techniker schwer verletzt wurde. Im Februar 1981, bei den Aufnahmen zum Film „In tödlicher Mission“, in dem Bond auf Ski in einer Bobbahn vor

seinen Verfolgern flieht, gefilmt wieder von Willy Bogner, schoss am letzten Tag der Dreharbeiten ein Bob an der falschen Stelle aus dem Eiskanal heraus und prallte gegen einen Baum. Ein italienischer Stuntman kam ums Leben.

„Unfälle sind meist Verknüpfungen von Situationen“, sagt Zürcher. Er hat das selbst erlebt, nicht bei Dreharbeiten, aber bei Vorbereitungen dazu. Für den Film „Der Hauch des Todes“ mussten sie damals einen zugefrorenen See von Unmengen Neuschnee befreien. Zürcher fuhr mit einer großen Raupe hinaus. „Und irgendwann um zwei Uhr nachts bin ich mit dem Pistenfahrzeug abgesoffen. Ich konnte nicht raus, weil die Eisschollen die Tür zuge drückt haben, es waren fast 50 Zentimeter Eis auf dem See. Im letzten Augenblick ist der örtliche Eismeister Norbert Jank reingesprungen und hat die Tür einen Spalt aufgemacht, durch den ich raus kam, kurz bevor das Fahrzeug unterging. Das Wasser in der Kabine stand mir schon bis zum Hals.“

Zürcher hat viel erlebt im Lauf der Jahre, das bringt die Branche mit sich. Er hat unter anderem Robert Redford gedoubelt, im Skifilm „Downhill Racer“, und er war der Erste, der die Lauberhorn-Abfahrt, die längste Abfahrtsstrecke der Welt, mit einer 16-Millimeter-Kamera gefilmt hat – eine halbschwererische Aktion, wie er sich erinnert: „Wenn du da stürzt, bist du hin.“ Es ging alles gut. Trotzdem machen sich die körperlichen Belastungen heute bemerkbar. „Man muss auch lernen, mit ein bisschen Schmerz umzugehen“, sagt Zürcher. Genau wie man die Erkenntnis erwerben muss, dass es in diesem Job vor allem auf eins ankommt: zu wissen, wo die eigenen Grenzen liegen. „Sobald die Angst mitfährt, muss man aufhören. Man muss 100 Prozent überzeugt sein von dem, was man macht.“ Und selbst dann muss noch das Glück dazukommen. „Man hört oft die Schutzengel mitfliegen, die



Ski heil: Wenn James Bond im Auftrag der Anständigen in den Bergen unterwegs ist, sorgt Stefan Zürcher für die Knalleffekte.

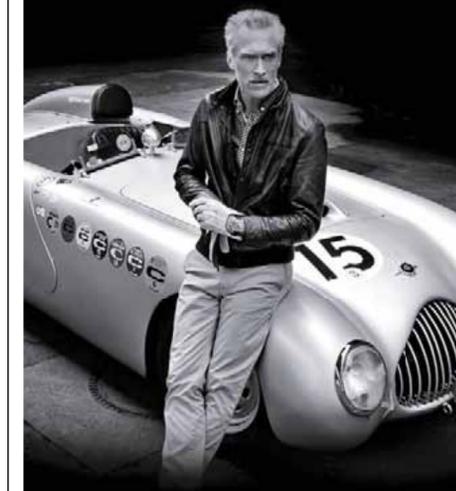


Lufthoheit: Bond auf Talfahrt im Film „Die Welt ist nicht genug“



Improvisiert: Abfahrt im Cellokasten aus „Der Hauch des Todes“

UNION
GLASHÜTTE/SA.
DEUTSCHE UHRMACHERKUNST. 1893



VON CHRONOGRAPHEN,
KILOMETERN UND
UNENDLICHER HINGABE.



www.union-glashuette.com

SECRET SERVICE



braucht man schon ab und zu“, sagt Stefan Zürcher. Sie haben ihn nicht im Stich gelassen. „Wenn man viel in der Natur ist, hat man eine bessere Beziehung zu den Schutzengeln. Wenn sie einen kennen, einem schon oft geholfen haben und man ihnen dankbar ist, dann kommen sie immer wieder.“

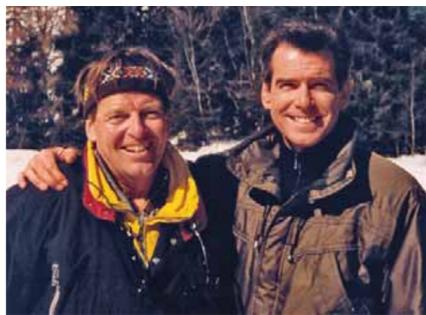
Bond, mit weißem Skianzug und schicker Fellkapuze, wird von feindlichen Soldaten gejagt. Auf Ski rast er über senkrechte Eiswände und zerklüftete Gletscherformationen. Unter dem Feuer der Soldaten schnappt er sich ein fahrendes Schneemobil, indem er den Mann am Steuer durch einen eingehängten Haken vom Sitz reißt. Dann naht ein Hubschrauber mit donnernden Salven, Bond springt ab, das Schneemobil explodiert, und ein Trümmerteil, ein Ski des zerstörten Fahrzeugs, landet neben ihm im Schnee. Bond stellt sich mit beiden Füßen drauf und fährt weiter – auf einem selbstgebauten Snowboard. Die Soldaten hängt er mit einem Ritt über einen Gletschersee ab, in dem sie mit ihren schmalen Ski kläglich versinken. Dann bringt Bond noch den Hubschrauber zum Absturz, und am Ende steigt er in ein Mini-U-Boot, das auf ihn wartet. Auf der Einstiegs-Luke prangt: der Union Jack. („Im Angesicht des Todes“, 1985)

Man kann sich fragen: Warum ist James Bond eigentlich so oft auf Ski unterwegs? Und das so gekonnt? Wo er doch im Dienst einer Nation steht, die nicht gerade als führend in der Ski-Welt gilt? Die Antwort hat mit Ian Fleming zu tun. Der britische Autor der Bond-Romane lebte unter anderem in Kitzbühel und in Genf, er war selbst Skifahrer und Bergsteiger. Diese Erfahrung ließ er in seine Geschichten einfließen. Dazu kommt, dass der alpine Skisport eine perfekte Bühne bietet für die glamouröse Filmfigur James Bond: mit schicken Schauplätzen und atemberaubenden Gebirgslandschaften, mit Romantik, Abenteuer, High Society – und unbegrenzten Möglichkeiten für mitreißende Actionszene.

Dabei bedienen sich die Produzenten immer wieder bei neuesten sportlichen Trends – wie bei der Snowboard-Szene in „Im Angesicht des Todes“. „Damals waren wir die ersten, die eine richtige Verfolgungsjagd auf dem Snowboard gemacht haben“, sagt Zürcher. Ihm selbst blieb dabei die Rolle des Schneemobilfahrers, der am Haken vom Sitz gerissen wird und danach hilflos an einer Eiswand baumelt. Als Bond war der Amerikaner Tom Sims unterwegs, Snowboard-Weltmeister und einer der ersten Stars der Szene. „Es gab immer wieder Sportarten, die durch die Bond-Filme populär wurden“, sagt Zürcher, neben dem Base-Springen in „Der Spion, der mich liebte“ etwa Bungee-Jumping in „Golden Eye“ oder Parkour in „Casino Royale“. Nur eine Bewegungsform hat sich bisher noch nicht recht durchgesetzt: die Schneefahrt im Cellokasten, in dem Bond in „Der Hauch des Todes“ den Häscher über die Skipiste nach Österreich entkommt.

Wie kommt man auf so was? Zürcher war oft dabei, wenn es darum ging, Bond-Stunts zu ersinnen. „Beim Brainstorming mit dem Regisseur und den Spezialisten gibt es meist eine Grundidee, man spinnst eine Geschichte zusammen und macht danach die Storyboards dazu.“ Dann werde so lange diskutiert, bis vom großen Gedanken, der am Anfang stand, am Ende oft nicht mehr viel übrig ist. „Wenn die Berater und die Controller ins Spiel kommen, wird alles von selber ein bisschen runtergekocht.“ Sind die Szenen abgesehnt, ist es Zürchers Job, die richtigen Locations zu finden. Und sicherzustellen, dass die Szenen ablaufen wie am Reißbrett geplant.

So war das auch bei „Spectre“. Eineinhalb Jahre war Zürcher mit dem neuen Bond-Film beschäftigt. Irgendwann fiel die Entscheidung für die österreichischen Schauplätze Sölden, Obertilliach und Altaussee. „Es ist eine



Im Bund mit Bond: Stefan Zürcher (links) und Pierce Brosnan

Riesen-Herausforderung von der Logistik und Infrastruktur her, einen Bond-Film in einem Bergdorf zu drehen, in dem das Filmtteam größer ist als der ganze Ort“, sagt Zürcher. Sie verteilten die Mitarbeiter auf Hotels in 80 Kilometer Umkreis, 30 Busse benötigten sie für die Anfahrt, 150 Privatfahrzeuge und 30 Lastwagen mussten sie im Ort unterbringen. Sie verbreiterten eine 900 Meter lange Waldschneise am Berghang und forsteten sie nach den Dreharbeiten wieder auf. Ein gigantischer Aufwand, eine Materialschlacht. Kommen da nicht zuweilen Zweifel auf? „Man ist mit Leib und Seele dabei“, sagt Zürcher. „Für diese Zeit sieht man nichts anderes als die Aufgabe, alles so zu organisieren und zu koordinieren, dass man die Bilder bekommt, die man haben muss.“

Über die Bilder für „Spectre“ darf Zürcher so genau nicht reden. Aber natürlich ist es eine Verfolgungsjagd, über Schnee und Eis, von der Bergstation auf dem Gipfel



Aufbruch durch den Eisbruch: Im Film „Im Angesicht des Todes“ entschwindet James Bond in einem Gletscher.

des Gaislachkogel, hoch über Sölden, auf 3048 Meter Höhe, ins Tal hinab, auf Bergstraßen und Waldwegen, mit Range Rovern und einem Flugzeug. „Das wird das Highlight im Film“, sagt Zürcher.

So war das schon häufig, auch wenn sich die Stunts stark verändert haben. „Früher wurden für die Bond-Filme die besten Stuntleute verpflichtet“, sagt Zürcher. „Man hat versucht, alles so original wie möglich zu machen.“ Dann sei eine Zeit gekommen, in der man viel mit neuen technischen Möglichkeiten gearbeitet habe, schnellen Schnitten, Postproduktion. „Heute macht man die Stunts eigentlich ausschließlich wieder richtig.“

Doch es hat sich noch mehr verändert. Die Bond-Familie ist eine andere geworden, über die Bond-Darsteller hinaus, von denen Zürcher übrigens Pierce Brosnan der liebste ist. Die Arbeit sei bürokratischer geworden, der finanzielle Druck größer, das Arbeitsklima schwieriger, das Team kompetitiver. „Früher, wenn einer einen Fehler gemacht hat, hat man im Team versucht, das auszubügeln, und am Ende hat man gar nicht gemerkt, dass ein Fehler passiert ist. Wenn heute einer einen Fehler macht, zeigen 20 andere mit dem Finger auf dich.“

Macht Zürcher jetzt also Schluss mit Bond? Nach 47 Jahren? Ausschließen will er nichts. Sag niemals nie. Doch manchmal sind diese Dinge sowieso nicht voraussehen, selbst für einen Romanhelden nicht. Als Bond im Buch „Im Geheimdienst Ihrer Majestät“ seinem Vorgesetzten M über die mörderische Jagd vom Piz Gloria berichtet, sagt der Chef: „Nun, Sie hatten ziemliches Glück, noch mal davon gekommen zu sein, James. Wusste nicht, dass Sie Skifahren können.“ Bond erwidert, britisch-lakonisch: „Ich konnte mich gerade so auf den Ski halten, Sir. Würde es ungern nochmal versuchen.“ Das war 1963. ◀

KETTUN/SULT_C.-P.-HANSEN-ALLEE 1 MÜNCHEN_MAXIMILIANSTRASSE 27
SPORTSWEAR COMPANY GERMANY GMBH +49 (0) 89 35892738



44649 DAVID-TC
HOODED PARKA IN DAVID-TC. BEGINNING WITH A LIGHT STAR-SHAPED POLYESTER/POLY-AMIDE SUBSTRATE, GARMENTS IN DAVID-TC ARE SEWN AND THEN SIMULTANEOUSLY GARMENT DYED AND TREATED WITH AN ANTI-DROP AGENT. DURING THE DYE PROCESS, UNDER PRESSURE AT 130°C, THE FABRIC UNDERGOES HEAT INDUCED COMPRESSION, RADICALLY TRANSFORMING ITS HAND AND BODY FOR A TRULY UNIQUE TACTILE EXPERIENCE. PADDED WITH THE FINEST DOWN. DETACHABLE SHEEPSKIN HOOD LINING. FRONT POCKETS WITH DIAGONAL BUTTON FLAP. DIAGONAL CHEST POCKETS WITH HIDDEN ZIP FASTENING. HIDDEN ZIP FASTENING AND BUTTONS.


STONE ISLAND
WWW.STONEISLAND.COM

Herr Waltz, Sie haben so etwas wie eine Aversion gegen die Rollen-Beschreibung Schurke. Aber der Bond-Schurke ist ja nun einmal ein eigenes Fach.

Der Bond-Schurke ist tatsächlich der einzige, bei dem sogar ich diesen Begriff gelten lasse. Das ist seine Funktion in der Geschichte. Da ist dramaturgische Differenzierung nicht unbedingt erforderlich.

Als Schauspieler lieben Sie Ihre Freiheit bei der Interpretation einer Rolle. Aber können Genre-Grenzen wie bei den Bond-Filmen nicht auch ganz angenehm sein?

Ich vergleiche Bond gerne mit dem Volkstheater. Man kann natürlich sagen, das ist moderne Mythologie. Möglich, das müsste man genauer untersuchen. Aber die Analogie zum Volkstheater leuchtet mir ein. Diese Archetypisierung, Kasperl, Gretel, Polizist, Krokodil, Großmutter und Räuber, haben wir bei James Bond auch, und die wollen wir auch. Wenn kein Krokodil vorkommt, dann waren wir nicht im Kasperl-Theater. Insofern spiele ich gerne das Krokodil.

Ernsthaft?

Ernsthaft. Ich habe ein Interesse am Volkstheater. Nicht an Bauernbühnen, das meine ich nicht.

In der Bond-Ikonografie wollen wir uns wiedererkennen.

Genau. Warum wollen wir zum Beispiel zum hundertsten Mal „Hamlet“ sehen? Wir wissen doch, wovon es handelt, wir kennen die Geschichte. Aber wir wollen jetzt eben sehen, wie Benedict Cumberbatch den „Hamlet“ spielt.

Ich kann nicht behaupten, dass ich je ein Bond-Fan war.

Ich auch nicht.

Wann sind Sie das erste Mal mit der Welt von 007 in Kontakt gekommen?

Als das erste Bond-Auto als Spielzeug auf den Markt kam, der Aston Martin, von dem aus man die Raketen abschießen konnte. Der Beifahrersitz war ein Schleudersitz, von dem man eine kleine Figur in die Luft katapultieren konnte. Die Figur habe ich am zweiten Tag verloren, ein Riesendrama. Und hinten kam die Panzerscheibe hoch.

Sie erinnern sich also eher an das Auto als an den Film?

Als man das Auto kaufen konnte, war ich viel zu jung, um die Filme zu sehen. Aber ich wusste, wer James Bond war – obwohl die Medien damals im paradiesischen Zustand der Ferne waren. Es war alles noch unschuldiger. Und trotzdem wusste ich als Sechsjähriger, wer 007 ist.

Was hat Sie an dieser Welt fasziniert?

Damals eigentlich nur das Auto. Mit Gewalt war ich bis dahin nicht in Berührung gekommen, glücklicherweise. Ins Kino haben sie mich nicht reingelassen. Ich glaube, es war die Aufregung der kleinen Jungs, die sich die Details von den älteren Brüdern erzählen ließen.

Was hat Ihnen später daran gefallen?

Ich habe das zwar nicht richtig verfolgt. Aber ich fand den Schmäh gut, der ja bei Roger Moore etwas plumper war. Trotzdem gefiel mir seine Frechheit in Kombination mit Charme, Stil und selbstverständlicher Lässigkeit. Das fand ich lustig, aber auch nicht wirklich aufregend.

Die unterschwellige Sexualität der Bond-Girls ist in diesem Alter faszinierend.

Unterschwellig? Nichts war da unterschwellig! Vordergrundig war die. Das war ja Teil der Attraktion, dass hier die sexuelle Revolution gefeiert wurde. Der hat ja alles umgenietet, was nicht rechtzeitig auf die Bäume kam. Aber er hat es mit Stil und Klasse gemacht und mit einer gewissen Diskretion. Natürlich hat der herumgeögelt. Aber das war nie als solches wahrnehmbar. Es passierte einfach irgendwie. Und das hat dann auch jeder Phantasie entsprochen. Es war immer leicht, und trotzdem ging es auch um die Rettung der Welt. Der Bösewicht hatte immer irgendwo eine Atombombe in der Hinterhand.

Welchen Bond-Schurken mochten Sie am liebsten?

Gert Fröbe in „Goldfinger“?

Auf jeden Fall, weil er in dieser Rolle einfach toll ist. Das war auch noch eine andere Art der Schauspielerei. Weil die Schauspieler auch am Theater arbeiteten, hatten sie diesen sehr üppigen Ausdruck, ohne gleichzeitig die Rolle preiszugeben. Und sie konnten Pathos glaubhaft vermitteln.

„Ich wollte nie Spion sein“

Christoph Waltz über Wodka-Martinis, Klischee-Machos und seine Rolle als Bösewicht im neuen James-Bond-Film

Wie fanden Sie Brandauer in „Sag niemals nie“? Sehr gut.

Haben Sie sich als Kind vorgestellt, Agent zu sein? Sie hatten immerhin schon das Auto.

Spion oder so etwas? Nein. Ich wollte jeden Tag etwas anderes sein, aber Agent war nicht dabei.

Bond-Filme sind auch Abbilder eines Klischee-Macho-Kults. Von dieser Welt scheinen Sie recht weit entfernt zu sein. Das kann man so sagen.

Gibt es irgendetwas aus diesem Universum, womit Sie sich aufreunden können?

Die Frauen. Auch nicht alle, weil mir nicht alle gefallen. Aber das muss ja auch nicht sein.

Welches Bond-Girl fanden Sie besonders toll?

Es gibt immer wieder eine. Monica Bellucci? Find' ich gut.

Was ist für Sie ein Auto?

Ein Transportmittel, das möglichst bequem sein soll und vor allem möglichst leise, damit ich Musik hören kann. Und deswegen muss auch die Anlage gut sein.

Sie haben sich nie einen schnellen Sportwagen gewünscht?

Nein. In Bezug auf Bond werde ich immer wieder gefragt: Haben Sie Ihre Stunts selbst gedreht? Als wäre das ein besonders wünschenswerter und belohnender Nebeneffekt einer Rolle in einem Actionfilm, dass man seine eigenen Stunts machen darf, als echter Kerl. Ich bin doch nicht blöd. Dafür gibt es Spezialisten, die sich dabei nicht wehtun, was mir schon einmal nicht gelänge. Und zweitens machen sie es so, dass es gut aussieht, was ich schon einmal gar nicht könnte. Warum soll ich das selbst machen?

Mögen Sie wenigstens Wodka-Martinis?

Nein! Überhaupt nicht. Gin-Martinis! Mit Wodka ist es kein Martini. Ich würde das nicht trinken.

Welcher Bond-Song ist Ihr Favorit?

Ich mag die Titelmelodie. In diesem Arrangement ist die einfach nicht zu übertreffen. Die ist einfach großartig. Die funktioniert immer. Man muss nur drei Akkorde hören, und sofort öffnet sich die ganze Bond-Welt, sie reißt förmlich auf. Die beste Schule für Filmmusik.



James Bond und Bösewicht: Daniel Craig und Christoph Waltz

Was in Ihrer Welt kommt dem Klischee von Männlichkeit wenigstens ein bisschen nah? Angeln Sie?

Nein, ich habe meine Männlichkeit nie in Frage gestellt oder gefährdet gesehen. Ich habe kein Bedürfnis nach Beweisen. Wobei ich nicht glaube, dass Angeln ein Männlichkeitsbeweis sein muss. Das kann er schon sein, aber dann ist es ja auch kein Vergnügen mehr. Ich angele nicht, aber ich könnte mir vorstellen, dass man unglaubliche Freude am Fliegenfischen haben kann. Feuerwaffen haben mich auch nie fasziniert. Ich kann kein einziges Kartenspiel. Na ja, ich spiele Uno mit meiner Tochter.

Wie haben Sie sich Ihr persönliches Bild von dem Mann, der Sie einmal werden wollten, zusammengesetzt?

Ich war nie ein guter Fußballspieler. Sport überhaupt hat mich nicht wahnsinnig interessiert. Ich habe mich gerne bewegt, aber ich war kein Sportler. Ich war ja in einem Jungen-Internat.

Wer waren Ihre Vorbilder?

Ich fand Muhammad Ali immer großartig. Ich habe vom Boxen zwar nichts verstanden. Aber für mich war er eine Inspiration. Was er gesagt hat, wie er sich benommen hat und was er sich herausgenommen hat, das hat mich beeindruckt. Und ich fand Frank Zappa immer faszinierend. Ansonsten hat mich der österreichische Pianist und Komponist Friedrich Gulda fasziniert.

Eine schöne Mischung. Waren Sie damals hungrig und erfolglos auf der Suche nach Inspiration?

Nein, ich war kein Außenseiter, ich war auch in Rock-Konzerten. Aber ich bin nie darin aufgegangen. Wenn es um Musik ging, habe ich dann doch klassische Instrumente gelernt. Das heißt aber nicht, dass ich mich nicht für Frank Zappa begeistern konnte. Und ich war ziemlich früh im Kino. In Wien gibt es diese nach wie vor wunderbare Einrichtung des Film-Museums. Da war ich mit 15 Jahren schon Mitglied. Ich bin viel in die Oper und ins Filmmuseum gegangen.

Bond-Schurke ist eine prominente Rolle, über die viel geschrieben werden wird. Lesen Sie eigentlich Kritiken?

Hin und wieder dann doch schon.

Warum tun Sie sich das an?

Weil es mich dann doch juckt. Ich lese jetzt nicht alle Kritiken, nur so eine oder zwei. Wenn ich etwas gesehen habe, das mich stört, dann schaue ich, ob es andere auch so sehen. Und das ist ja ganz interessant. Man liest ja sowieso früher oder später genau das Gegenteil von dem zuerst Gelesenen. Ich würde gerne etwas Tiefsinniges oder Geistesreiches über meine Arbeit lesen. Aber eigentlich passiert das selten. Wenn ich dann irgendwo in einer viel gelesenen Kritik etwas sehe, das mich stört, dann rückversichere ich mich, ob meine eigentliche Intention erkannt wurde.

Was stört Sie denn in einer Kritik?

Na, wenn irgendjemand schreibt, es war total daneben, dann versuche ich eben noch eine zweite Meinung einzuholen. Und in der Regel finde ich die auch. Ob das jetzt gut oder schlecht ist, das ist dann ja auch noch einmal eine andere Sache. Ich möchte wissen, ob das, was ich mitteilen will, auch ankommt. Und wenn ich sicher sein kann, dann lese ich auch nicht weiter.

Die Fragen stellte Christian Aust.

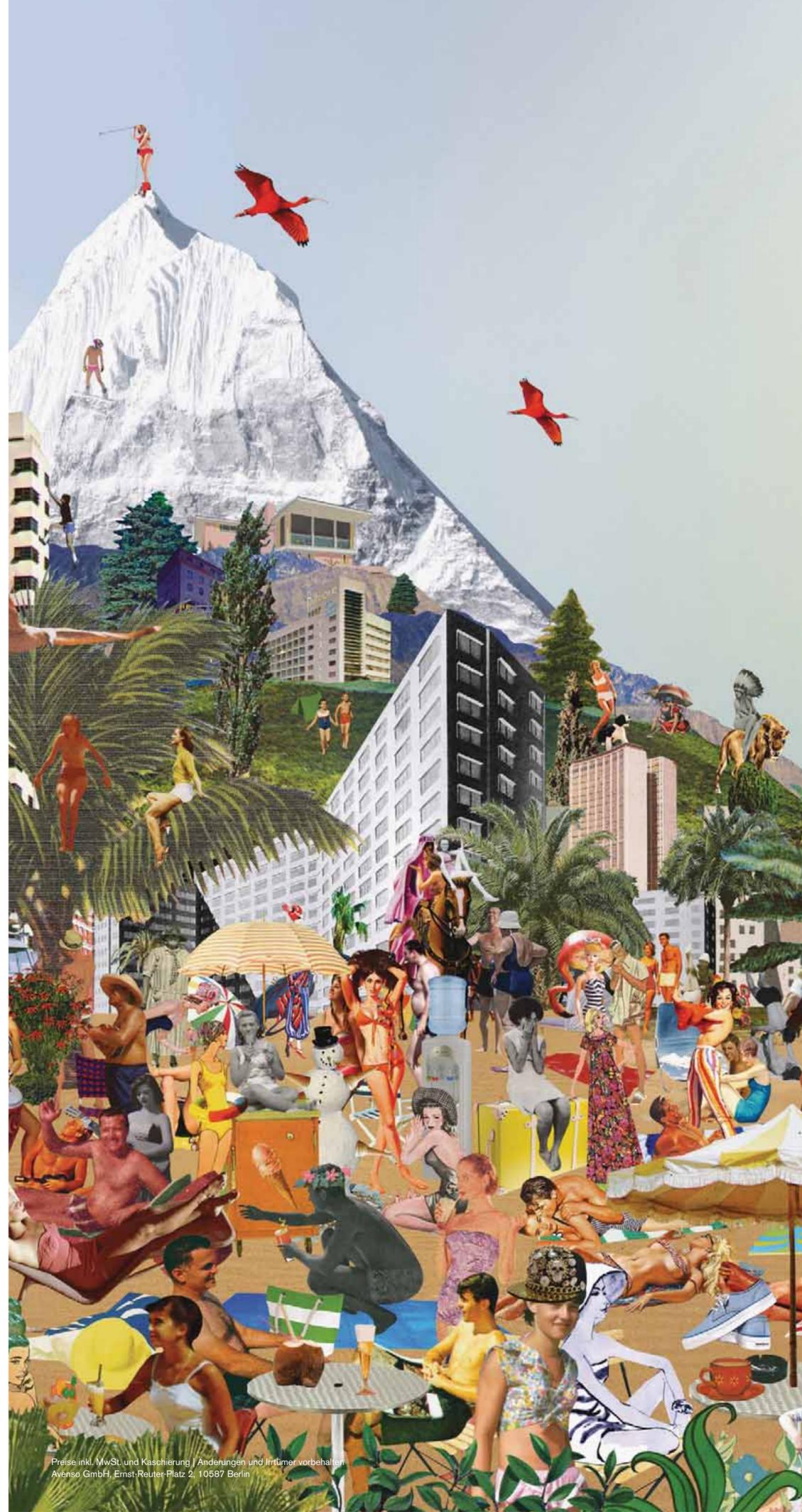


FOTO: DPA

Preise inkl. MwSt. und Kaschierung | Änderungen und Irrtümer vorbehalten | Avenso GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin

NEU IM
PORTFOLIO

GEHEN SIE AUF
ENTDECKUNGSREISE

Sandra Andler

SANDA
ANDERLON

AT THE BEACH (Detail)
40 x 100 cm // 529 €
Foto-Abzug unter Acrylglas

Limitiert &
Handsigniert

ONLINESHOP UND ALLE
GALERIEN WELTWEIT

LUMAS.DE

Es war der 12. August 1911, der Tag des ersten großen Schwimmwettkampfs auf Hawaii. Dichte Reihen gut gekleideter Menschen umringten das Hafenbecken von Honolulu, die Frauen in weißen Kleidern, die Männer mit hellen Hüten. Von einer hölzernen Plattform aus, gleich unterhalb der Zuschauer, sprangen die Athleten ins Wasser, als Ziellinie diente ein straff über die Wasserfläche gespanntes Seil – Schwimmsport in einer anderen Zeit. Auch dieser Tag wäre längst vergessen, wäre da nicht ein damals 20 Jahre alter Hawaiianer mit imposantem Körperbau gewesen: Duke Kahanamoku. Er gewann das Rennen über 100 Yards Freistil (rund 91 Meter) – und war dabei fast fünf Sekunden schneller als je ein Amerikaner zuvor. Es war unerhört. Es war wie ein Wunder.

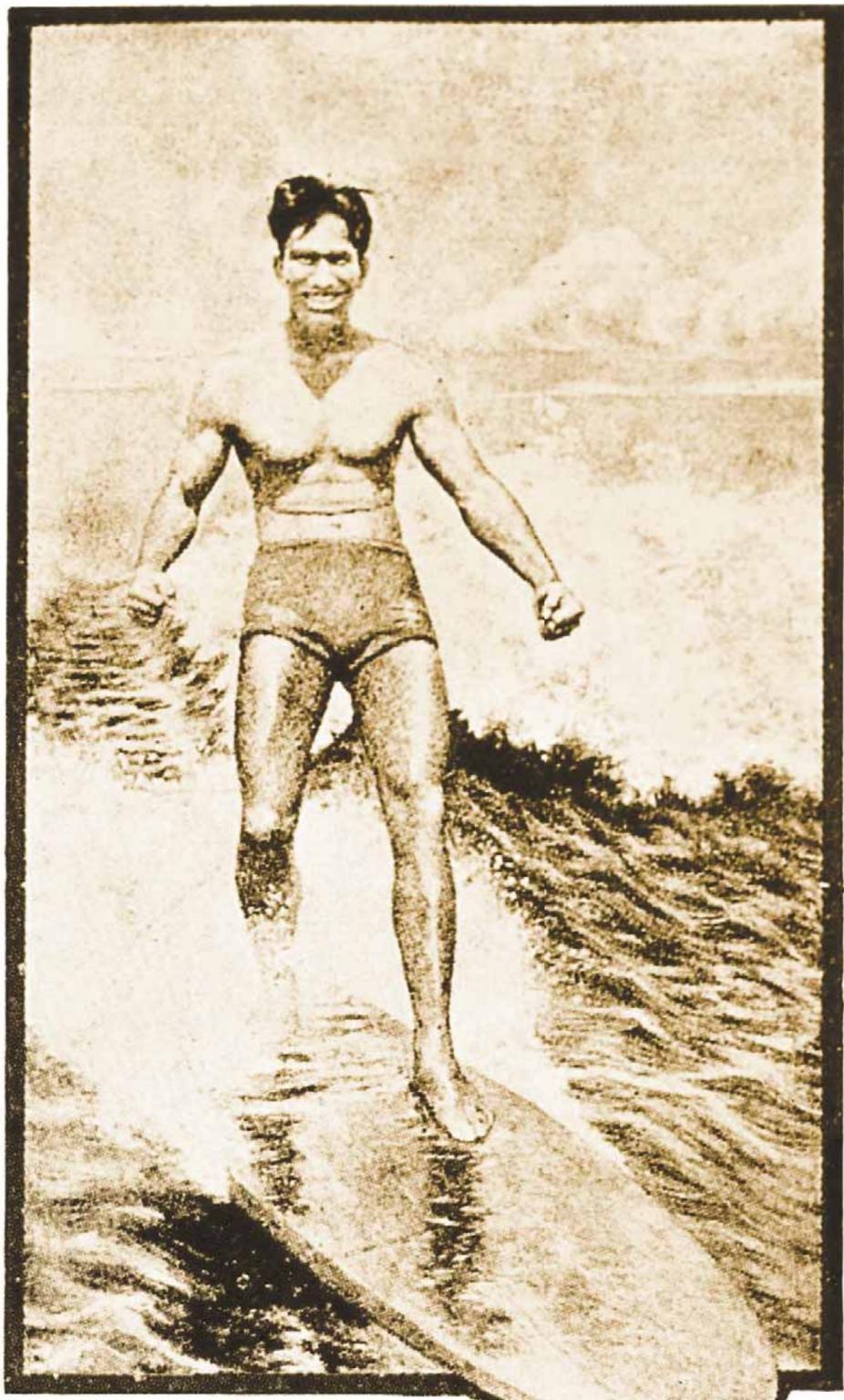
Das dachten sich auch die Funktionäre auf dem Festland – und weigerten sich, die Zeit anzuerkennen. Zeitnahme, Strömung, Rennlänge, irgendwas musste da schief gelaufen sein, argwöhnten sie. Und luden den Wunderschwimmer stattdessen ein, auf dem Festland zu beweisen, was er wirklich kann.

So reiste eine hawaiianische Schwimm-Delegation am 8. Februar 1912 nach Kalifornien und von dort aus weiter nach Chicago. Die sonnengewohnten Hawaiianer landeten mitten im frostigen Winter des Mittleren Westens. Kahanamoku hatte nur leichte Kleidung dabei, er stopfte sich Pappkarton unter die Jacke, um halbwegs warm zu bleiben.

Es war vieles anders auf dem Festland: Das Wasser im Becken war so kalt, dass Kahanamoku Krämpfe bekam, er verlor viel Zeit, weil er es nicht gewohnt war, am Ende des Pools zu wenden. Doch er kämpfte sich durch. Kahanamoku sicherte sich einen Platz im amerikanischen Team für die Olympischen Spiele 1912 in Stockholm. Er schwamm dort in 1:02,4 Minuten Weltrekord über 100 Meter Freistil und wurde Olympiasieger. Die Funktionäre waren begeistert.

Der Junge, der auf einer weltvergessenen Pazifik-Insel am Strand von Waikiki aufgewachsen war, der sich früher gefragt hatte, ob er es wohl jemals in seinem Leben auf das amerikanische Festland schaffen würde, und der nun, im fernen Schweden, zum internationalen Sporthelden aufgestiegen war und von Journalisten aus allen möglichen Ländern belagert wurde – er konnte es kaum fassen.

Das war nur der Anfang. Am Ende war Duke Kahanamoku, vor 125 Jahren geboren, ein Idol vieler Hawaiianer, eine Schwimm- und Surflegende und eine der größten Figuren der Sportgeschichte. Nach den abgesagten Spielen 1916 fragten sich vier Jahre später viele, ob Kahanamoku mit seinen 30 Jahren nicht schon zu alt sei, um gegen die Besten der Welt zu bestehen. Seine Antwort: Olympiasieg 1920 in Antwerpen, Weltrekord über 100 Meter Freistil, in 1:01,4 Minuten, und Gold mit der 4x200-Meter-Freistilstaffel. Vier Jahre später, bei den Spielen 1924 in Paris, musste sich Kahanamoku nur einem Schwimmer geschlagen geben – seinem Landsmann Johnny Weissmueller, der 14 Jahre jünger war und als „Tarzan“-Darsteller berühmt wurde. „Es brauchte schon Tarzan, um mich zu schlagen“, sagte Kahanamoku später. Seine olympische Karriere war damit noch immer nicht vorbei. Bei den Spielen 1932 in Los Angeles war er Ersatzspieler im amerikanischen Wasserballteam, das Bronze gewann. Da war Duke Kahanamoku 42 Jahre alt.



FOTOS: BILDAGENTUR-ONLINE, DDP, IMAGES, CORBIS

Ein Mann, ein Brett: Die Werbefigur Duke Kahanamoku weckte bei vielen die Sehnsucht nach Wind, Wasser und Wellen – hier auf einem Plakat aus dem Jahr 1914.

Schwimmen, das war für ihn immer die natürlichste Sache der Welt gewesen. Richtig gelernt habe er das Schwimmen nie, sagte Kahanamoku. Bewundert und beneidet wurde er wegen seines Stils trotzdem. Sein Beinkick trieb ihn voran wie ein Propeller, seine Füße, Größe 47, unterstützten die Bewegung wie Paddel. Alle wollten wissen, wie er diese sagenhafte Kraultechnik erlernt habe, alte hawaiianische Traditionen wurden beschworen, eine neue Kraulschule wurde ausgerufen.

„Es ist lustig“, sagte Kahanamoku. „Seit ich ein Kind war, habe ich diesen Kraulkick gemacht. Jeder sagt, das sei eine moderne Erfindung, aber ich habe es schon immer so gemacht.“

So hielt er es mit vielen Sportarten, dem Rudern, dem Kanufahren – vor allem aber dem Surfen. Dem Sport, den er prägte und neu begründete. Surfen war zur Zeit Kahanamokus auf Hawaii fast in Vergessenheit geraten. Der Sport der polynesischen Vorfahren war, auch unter dem Einfluss der Missionare, stark zurückgedrängt worden. Regelmäßig in die Wellen gingen nur noch wenige, und einer dieser wenigen war Duke Kahanamoku. Er baute seine eigenen Bretter, drei, vier, fünf Meter lang, er perfektionierte seine Technik, er ritt zum Vergnügen der Touristen kopfüber auf dem Brett stehend zum Strand.

Und er machte auf seinen Reisen das Surfen an Amerikas Ost- und Westküste wie auch in Australien und Neuseeland populär. Besonders die wassersportverrückten Australier waren hin und weg. Duke auf dem Surfbrett, das war für sie „poetry in motion“ – körperliche Poesie. „Der Schlüssel waren seine Olympia-Erfolge“, sagt David Davis, Autor der gerade erschienenen Biographie „Waterman“. „Durch sie konnte er um die Welt touren, und überall gewann er neue Anhänger.“ Als im April 1920 der Prince of Wales, Edward Albert, ältester Sohn Königin Viktorias und späterer König Edward VII., Hawaii besuchte, wollte er von Duke Kahanamoku das Surfen lernen. Nach Fotos zu urteilen, schlugen sich beide achtbar.

„Mit meinem Brett fühle ich mich, als ob der Ozean mir gehören würde, als ob ich ein König wäre“, sagte Kahanamoku. Er wurde zum „Gottvater des modernen Surfens“, so Davis, er genoss den Respekt auch nachfolgender Generationen. Und er verschaffte seiner Heimat einen Namen in der Welt. Hawaii wurde zum Traum- und Sehnsuchtsziel vieler Urlauber. Das Waikiki aus Kahanamokus Kindertagen verschwand zusehends unter der moder-



Beach, Boys und Boards: Duke Kahanamoku (Zweiter von rechts) mit Freunden am Strand von Waikiki

nen touristischen Infrastruktur, ging zwischen Hotelanlagen und Hochhäusern unter. Kahanamoku trug seinen Anteil zur Amerikanisierung der Inseln bei, als inoffizieller Botschafter Hawaiis, als populärste Werbefigur. Als im Juni 1963 der damalige Präsident John F. Kennedy auf Hawaii landete, begrüßte ihn, natürlich, Duke Kahanamoku am Flughafen. „Duke war wie eine Brücke zwischen der hawaiianischen und der amerikanischen Kultur“, sagt Davis. „Und manchmal machte ihm dieser Konflikt schwer zu schaffen.“



Tarzan und Duke: Kahanamoku mit seinem Schwimm-Rivalen Johnny Weissmueller

Denn der Sportstar erlebte auch andere Seiten der amerikanischen Gesellschaft. Als er 1912 erstmals auf dem Festland unterwegs war, wurde er wegen seiner Hautfarbe abschätzig angestarrt, im Restaurant nicht bedient oder als „Indianer ohne Federn“ verunglimpft. Er sollte für Fotos mit einem Grasröckchen um die Hüften posieren. Als er sich später als Schauspieler für Hollywood-Studios verdingte, in rund 30 Filmen, wurde er oft nur für bestimmte Nebenrollen besetzt. Er habe „alle Arten von Eingeborenen gespielt“, sagte Kahanamoku einmal – vom Azteken-Führer über den türkischen Sultan und den indischen Dieb bis zum Häuptling der Sioux. „Er war nie ein Filmstar“, sagt Davis. Er hatte den Ruhm, den Namen und das Aussehen dafür – nicht aber die Hautfarbe.

Duke Kahanamoku nahm es hin. Zum einen, weil ihm das Geld aus den Filmen gelegen kam: Die Verdienstmöglichkeiten als Sport-Amateur waren gering, und Profi wollte er nicht werden, weil er sonst die Startberechtigung für die Olympischen Spiele verloren hätte. So dauerte es lange, bis er seine Rolle abseits des Wassers gefunden hatte – als Sheriff der Stadt und des Bezirks Honolulu.

Zum anderen hatte die Gelassenheit mit seinem Charakter zu tun. Kahanamoku war ein stiller, in sich ruhender Mensch, „Taten waren ihm lieber als Worte“, sagt

Davis. „Für viele war er der ultimative Hawaiianer: stark und männlich und doch bescheiden und zurückhaltend.“

Das wurde besonders am 14. Juni 1925 deutlich. Kahanamoku war mit Freunden am Strand von Corona del Mar in Kalifornien, als in Sichtweite ein Fischerboot bei schwerer See kenterte. Mit dem Surfbrett rettete er acht Besatzungsmitglieder vor dem Ertrinken, die Freunde brachten vier weitere Männer in Sicherheit. Für fünf Menschen kam jede Hilfe zu spät. Der örtliche Polizeichef nannte Kahanamokus Leistung einen „übermenschlichen Rettungsakt“, Journalisten rissen sich um die Geschichte. Doch der Held ließ sich entschuldigen: „Wenn jemand nach mir fragt, ich bin aus der Welt gefallen“ – so überlieferte es sein langjähriger Freund und Biograph Joseph Brennan.

Duke Kahanamoku starb am 22. Januar 1968 im Alter von 77 Jahren. Seine Asche wurde in einem Kanu aufs Meer gebracht und dort verstreut. Kahanamoku ist in Ruhmeshallen des Sports verewigt, die Post ehrte ihn mit einer Briefmarke, die Stadt Christchurch in Neuseeland mit einer Gedenkstätte. Dort, wo er groß geworden ist, am Strand von Waikiki, steht seit 1990 eine Bronzestatue: Duke Kahanamoku, mit ausgebreiteten Armen, vor einem Surfbrett stehend. Sie ist jeden Tag mit Blumen geschmückt.

Er war der beste Schwimmer seiner Zeit und ist ein Idol der Surfszene: Vor 125 Jahren wurde der Hawaiianer Duke Kahanamoku geboren.

Von Bernd Steinle

LUCKY

DUKE



Die Handys sind geückt, die Frauen lächeln aufgeregt, und Patrick Dempsey zeigt ihnen sein schönstes Hollywood-Lächeln. Schneeweiße Zähne, ein gebräunter Teint, in seinem dunklen Haar sind ein paar graue Strähnen. Sein Körper ist drahtig wie der eines Jockeys. So steht der Neunundvierzigjährige im Fahrerlager der Rennstrecke von Spa-Francorchamps in Belgien. Von weitem ist das Röhren der Formel-1-Boliden zu hören. Dempsey wartet noch auf seinen Einsatz. In ein paar Stunden wird er seinen feuerfesten Rennoverall anziehen, sich in den knapp 500 PS starken Porsche 911 RSR setzen und Gas geben. Bis dahin gibt er Interviews.

Mr. Dempsey, was fasziniert Sie so sehr am Rennsport?
Ich liebe das Gefühl dort draußen auf der Rennstrecke, die Duelle mit deinen Gegnern, das Erleben von Geschwindigkeit. Das Auto ist dabei so etwas wie die Erweiterung des Menschen, du entdeckst Dinge, die du so nirgendwo anders erfahren kannst. Es ist aufregend, es ist die reinste Freude. Du kannst süchtig werden danach. Im Rennwagen lebe ich meinen Kindheitstraum.

Wie fühlt sich das an?
Jeder hat seine eigene Routine vor einem Start: Bevor ich ins Auto steige, höre ich Musik, elektronische Musik. Und ich kaue Kaugummi. Dann geht es raus in die Startaufstellung, ich konzentriere mich auf meine Atmung, versuche ruhig zu bleiben, fokussiere mich auf das, was kommt. Drumherum ist die hellste Aufregung, die Motoren werden immer lauter, aber das musst du ausblenden. Du bist wie in einem Tunnel, du lebst den Moment. Das Ganze ist wie eine Metapher für das Leben, denn es ist unmöglich, die Vergangenheit noch einmal zu verändern oder die Zukunft zu beeinflussen. Alles, was du machen kannst, ist, die Gegenwart zu gestalten.

Haben Sie manchmal auch Angst im Auto?
Jeder Rennfahrer weiß, in welche Situation er sich begibt, wenn er auf die Strecke geht. Damit musst du umgehen können, die Gefühle kontrollieren. Aber das Rennfahren ist heutzutage relativ sicher. Ich habe keine Angst, es ist das Leben, das ich in einem Sportwagen spüre.

„Jeder Mann sollte einen Pickup haben“

Patrick Dempsey über schnelle Autos, Duelle mit seinen Gegnern und den perfekten Mann.

Von Michael Wittershagen

Gibt es Gemeinsamkeiten zwischen der Schauspielerei und dem Rennfahren?

Ja, mehrere. Vieles spielt sich vor allem auf der mentalen Ebene ab. Und du musst wissen, wie du in der Öffentlichkeit privat bleiben kannst.

„Can't Buy Me Love“ – das war der Titel von Dempseys erstem großen Film, einer Teenagerkomödie aus dem Jahr 1987. Richtig bekannt wurde er allerdings erst später. Als Chefarzt Dr. Derek Shepherd in „Grey's Anatomy“ hat er die Frauenherzen im Sturm erobert – und gebrochen, als er nach elf Jahren seinen Ausstieg aus der Krankenhausserie verkündete. Im April war er zum letzten Mal zu sehen. Aber darüber darf er nicht sprechen, weil sein Hollywood-Agent nicht an seiner Seite sitzt. Also geht es um ihn. Um Männer. Und um Autos.

Sind Sie so etwas wie der perfekte Mann?
Das kommt darauf an, mit wem Sie darüber sprechen.

Mit Frauen natürlich.
Dann hängt es von der Frau ab, die Sie fragen.

Es gibt Anhaltspunkte. Immerhin wurden Sie bei der Abstimmung zum „Sexiest Man Alive“ mehrmals auf Platz zwei gewählt.
Ja, davon habe ich gehört. Aber dazu kann ich wirklich nichts sagen. Was soll ich auch sagen? Was würden Sie sagen?

Ich stand nicht zur Wahl. Aber versuchen wir es anders: Was zeichnet einen richtigen Mann für Sie aus?
Ich denke, dass es jemand ist, der offen und zugänglich ist, einer, mit dem du über alles reden kannst, der zuhören kann. Einer, der unkompliziert und ehrlich ist, mit dem du rumhängen und richtig Spaß haben kannst. Einer, der zugleich weiß, was Bescheidenheit und Demut bedeuten.

Dempsey wurde in Lewiston im amerikanischen Bundesstaat Maine geboren. Sein Elternhaus lag direkt an der Schnellstraße 4. Zum Geräusch seiner

Kindheit gehörten deshalb auch die vorbeifahrenden Autos und Lastwagen. Freitags brachte ihm sein Vater, ein Versicherungsvertreter, Matchbox-Autos mit nach Hause. Von seiner ersten Gage als Schauspieler kaufte sich Dempsey in den achtziger Jahren einen Porsche 356 Cabriolet, Baujahr 1956. Seine große Liebe. Fünfzehn Jahre lang war dieser Wagen sein Alltagsauto in Malibu.

Wie wichtig sind Autos für einen Mann?
Für mich sind schöne Autos so etwas wie eine Skulptur. Sie haben etwas, in dem man sich verlieren kann. Jeder Mann sollte das passende Auto für sich finden. Das ist vergleichbar mit dem richtigen Anzug und den richtigen Schuhen. Ein Auto ist mehr als nur ein Gebrauchsgegenstand. Jedes Auto hat seine eigene Geschichte, seine eigene Persönlichkeit.

Welche Autos besitzen Sie?
Ich hatte einmal eine stattliche Sammlung, habe aber viele davon verkauft. Einige habe ich nicht mehr benutzt, für andere war kein Platz mehr da. Außerdem musste ich Geld für meine Rennen aufbringen. Geblieben ist unter anderen der Porsche 356. Mein Traumauto aber ist der schwarze 911er von 1979. Der ist richtig teuer heute, manche Leute bieten mehr als 200.000 Dollar dafür.



„McDreamy“: Patrick Dempsey als Chefarzt Dr. Derek Shepherd

Traumauto: Der Schauspieler Patrick Dempsey ist privat auch ein erfolgreicher Rennfahrer. Auf der Rennstrecke von Spa-Francorchamps in Belgien fährt er in einem Porsche 911er mit.

Ich habe damals weniger als 10.000 Dollar bezahlt. Es war eine tolle Investition. Ich wünschte, ich wäre bei all meinen Investments so clever gewesen. Außerdem habe ich noch einen Targa GTS und einen Pickup. Jeder Mann sollte einen Pickup haben. Haben Sie auch einen?

Nein.
Fahren Sie überhaupt ein Auto?

Natürlich.
Was denn für eines?

Einen VW Golf.
Oh, Volkswagen, das ist ein sehr gutes Auto. Aber haben Sie keinen Oldtimer?

Leider nicht.
Ein Motorrad?

Auch nicht. Aber eine kleine Tochter.
Ah, da geht dann das Geld für das Auto hin.

Dempsey hat drei Kinder, Anfang des Jahres ließ er sich von seiner zweiten Frau Jillian Fink scheiden. Sie war es, die ihn zum Rennsport gebracht, ihm gesagt hatte, dass er den Sport nicht nur von der Couch aus verfolgen solle, sondern selbst fahren müsse. Also schenkte sie ihm zu Weihnachten einen Lehrgang an der amerikanischen Skip Barber Racing School. Danach absolvierte er auch noch die Panoz-Rennfahrerschule. Sein damaliger Instruktor Joe Foster war lange sein Teamkollege bei verschiedenen Langstreckenrennen.

Ist der Motorsport eine Männer-Welt?
Nein, es gibt auch einige Frauen, und es sollte für meinen Geschmack noch viel mehr Fahrerinnen geben. Alles ist eine Frage der Förderung, und natürlich können auch Frauen eine Chance haben, wenn sie früh genug mit dem Sport beginnen und es Menschen gibt, die an sie glauben.

Erinnern Sie sich noch an Ihr erstes Rennen überhaupt?
Ja, ganz genau. Es war in Mid-Ohio Ende der neunziger Jahre. Ein unglaublich heißer Tag. 35 Grad im Schatten. Ich saß in meinem Auto, stand in der Startaufstellung und hatte keine Ahnung, auf was ich mich einlasse. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ich eine Chance gegen die anderen haben würde. Aber dann war es großartig.

Sie sind inzwischen mehrmals bei den 24 Stunden von Le Mans mitgefahren, wurden zuletzt Zweiter in Ihrer Klasse. Was ist so besonders an diesem Rennen?
Es ist ikonisch, es ist magisch, es ist surreal, vor allem wenn es regnet und in der Nacht. Es ist vermutlich das wichtigste und bedeutendste Rennen auf der Welt. Überall schauen es sich die Leute an. Ich war überrascht, wie oft ich auf dieses Rennen angesprochen worden bin, als ich zurück in den Vereinigten Staaten war.

Können Sie sich vorstellen, wie es sich in einem Formel-1-Auto anfühlt?
Ich war einmal ganz nah dran, es zu spüren. In Austin, ich werde aber nicht erzählen, um welches Team es sich handelte. Ich stand schon in der Boxengasse, machte mich bereit. Draußen war noch der Testfahrer unterwegs, auf einmal kam der Teamchef zu mir, er nuschte: Der Motor ist geplatzt. Der Test ist vorbei. Ich dachte, der macht einen Witz. Aber so war es. Ich war unglaublich enttäuscht.

Glauben Sie an eine neue Chance?
Ich hoffe doch sehr – nach diesem Interview. Jedes Formel-1-Team, das mir eine Chance geben möchte, soll sich bitte melden. Aber ich möchte selbst fahren, ich will keinen Chauffeur.



TOBIAS GRAU

BERLIN
DÜSSELDORF
FRANKFURT
HAMBURG
KÖLN
MÜNCHEN
STUTTART



Elfenbeinfarbenes Jackett mit steigendem Revers sowie leichtes Hemd in Tiefschwarz von Dior Homme, locker geschnittene Tuxedo-Hose mit Bügelfalte von Moncler Gamme Bleu

FRAU MANN

Im letzten Heft war sie noch die Titelfrau. Beim Folge-Shooting gibt sie sich als Mann, in Herrenkleidung. Lena Hardt übersetzt die Mackerposen auf geniale Art in ihre eigene Körpersprache.

*Fotos Markus Pritzi
Styling Markus Ebner
mit Celina Plag*



Evening-Jackett mit fallendem Revers von Jil Sander, grau melierter Merino-Pullover und Anzughose von Calvin Klein Collection, spitze Biker-Boots von Philipp Plein



Zart kariertes graues Sakko von Bottega Veneta, Karohemd in abstrahiertem Vichy-Muster sowie gemütliche Jogginghose in Hellgrau von Stephan Schneider, spitze Biker-Boots mit silberfarbenen Schnallen von Philipp Plein

FRAU MANN



Zweireihiger Blazer mit breitem Revers von Dries van Noten, soft glänzendes Hemd in zartem Greige von No. 21



Cremerfarbener Wollmantel mit gekörnter Struktur von Canali, kariertes Holzfallerhemd von Etro, schmal geschnittene Jogginghose aus Kaschmir von Dries van Noten, spitze Biker-Boots von Philipp Plein



Mit Sternen besetzte Smokingjacke, schwarzer Rundhalspullover sowie passende Hose, alles von Costume National



Kastig geschnittener Wollblouson mit breitem Kragen von Prada, weißes T-Shirt von Calvin Klein, elegante Jogginghose aus fester Wolle von Stephan Schneider



FRAU MANN

Sportlicher Blouson mit feinen Nadelstreifen von Emporio Armani, weißes T-Shirt von Calvin Klein, soft schimmernde Anzughose von Costume National



Geometrisch gemusterter Pullover aus kuscheligem Mohair von Iceberg, petrolfarbenes Rollkragen-Shirt von Pal Zileri, Abendhose in tiefem Schwarz von No. 21

Haare & Make up: Ute Hildenbeutel und Regine Froberg
Styling-Assistenz: Leonie Volk
Foto-Assistenz: Lennart Etsiwah und Daniel Prokofiev
Fotografiert im Juli 2015 in Frankfurt
Danke für die Hilfe an das „Maxie Eisen“
Making-of-Video unter www.faz.net/rednight



Alsterhaus
HAMBURG

KaDeWe
BERLIN

Oberpollinger
MÜNCHEN

FIND OUT MORE AT
alsterhaus.de · kadewe.de · oberpollinger.de

Schick zieht an

Was tragen eigentlich männliche Stars auf dem roten Teppich? Der Schauspieler Clemens Schick lässt sich von Prada einkleiden. Über das wachsende Geschäft der Modemarken mit „Freunden des Hauses“.

Von Claire Beermann, Fotos Julia Zimmermann

Er trägt eine Militärjacke, weit geschnitten, mit Camouflage-Druck. Schwarze Jeans, ein dunkles T-Shirt, weiße Turnschuhe. Der spiegelnde Boden unter seinen Füßen ist mit schwarz-weißen Kacheln ausgelegt. Beleuchtete Glasvitrinen illuminieren Sonnenbrillen und Ledertaschen, akkurat gefaltete Hemden liegen gestapelt in dunklen Holzregalen. Jazz-Klänge fluten die Räume. Ein Mann im schwarzen Anzug steht an der Treppe, grüßt freundlich und weist ihm den Weg hinauf. Aber er kennt sich aus.

Clemens Schick ist nicht zum ersten Mal in der Berliner Boutique von Prada. Der Schauspieler ist, wie die Marke es ausdrückt, „Freund des Hauses“. Betritt er das Geschäft am Kurfürstendamm, richten sich alle Augen auf ihn. Die Managerin des Ladens tippelt strahlend neben ihm her, die Pressedame, aus München angereist, schüttelt ihm vertraulich die Hand, eine Verkäuferin serviert Pellegrino in einem reagenzglasförmigen Gefäß. Kann man ihm sonst etwas anbieten? Kaffee, Tee, Champagner?

Eine zuvorkommende Behandlung von Stammkunden gehört in den Boutiquen großer Marken zum Standard. Jeder Kunde, der in diesem Geschäft viel Geld auszugeben gedenkt, wird mit liebevoller Zuwendung bedacht. Aber Clemens Schick ist nicht hier, um auch nur ein Paar Socken zu zahlen. Er wird von Prada ausgestattet. Seit bald fünf Jahren versorgt ihn die italienische Luxusmarke für Filmpremieren und Auftritte auf dem roten Teppich mit frischer Abendgarderobe. Acht Prada-Anzüge besitzt er mittlerweile. Für keinen davon hat er einen Cent bezahlt.

„Celebrity Dressing“ gilt in Hollywood, vor allem unter weiblichen Prominenten, längst als eigener Wirtschaftszweig. Das rosafarbene Kleid von Dior, in dem Jennifer Lawrence bei der Oscar-Verleihung 2013 vor den Augen der Weltöffentlichkeit die Stufen zur Bühne hinaufstolperte, hat sie sich nicht selbst gekauft. Auch bei der Berlinale tragen die wenigsten Schauspielerinnen Roben aus dem eigenen Kleiderschrank. Je bekannter das Gesicht, desto mehr Modefirmen wollen die Damen in ihren Kleidern ins Rampenlicht schicken. Die Konditionen solcher Kooperationen bleiben meist geheim. Um so leidenschaftlicher wird in Hollywood über die Preise diskutiert, die für den Auftritt im Kleid eines bestimmten Designers bezahlt werden. Der rote Teppich ist ein Austragungsort lukrativer Marketing-Deals. So zahlte das Schmuck-Unternehmen Chopard der Schauspielerin Charlize Theron bei der Oscar-Verleihung im Jahr 2006 angeblich eine sechsstellige Dollarsumme dafür, dass sie sich mit Chopard-Diamanten an Hals und Ohren blicken ließ.

Unter Männern ist die Prominenten-Ausstattung noch selten, besonders in Deutschland. Für einen Mann ist es

schließlich auch einfacher, sich für mehrere Abendveranstaltungen pro Woche angemessen anzuziehen. Einen dunklen Anzug kann man zweimal tragen, ein gelbes Kleid nicht. Clemens Schick nahm das Angebot von Prada, ihn für öffentliche Events auszustatten, dennoch dankend an. Wer in Deutschland noch von Prada eingekleidet wird, dazu will sich das Unternehmen nicht äußern. Aber wie wird man überhaupt „Freund des Hauses“? Und auf welchen Bedingungen basiert diese Verbindung?

Prada reagiert sensibel auf solche Fragen. Werbesegmente („Testimonial“) oder Markenbotschafter ist Schick jedenfalls nicht. Unklar muss auch bleiben, ob er überhaupt noch Anzüge anderer Firmen tragen darf. Oder ob er sich, rein hypothetisch, dafür bezahlen lassen würde, im Anzug eines bestimmten Unternehmens aufzutreten. Prada jedenfalls bezahlt ihn dafür nach eigenen Angaben nicht. Die Anzüge, Hemden und Accessoires werden ihm aber wohl unentgeltlich zur Verfügung gestellt.

Das Modehaus hat ein Interesse daran, dass sich der Schauspieler in einem seiner Looks bei Filmpremieren und Galas sehen lässt. Clemens Schick hat unter anderem im James-Bond-Film „Casino Royale“ mitgespielt. Solche Rollen bringen ein Image, das weit ausstrahlt. Prominente wie Til Schweiger oder Mats Hummels mögen bekannter sein als er. Mit ihrer volksnahen Art würden sie aber vermutlich nicht zu der modisch fortschrittlichen und auch etwas abgehobenen italienischen Marke passen. Populär ist eben nicht unbedingt edgy.

Clemens Schick trug Prada schon bei der Eröffnung der Münchner Boutique und auf Berlinale-Veranstaltungen. Aber das Mailänder Unternehmen versteht sich darauf, das idyllische Bild einer rein freundschaftlichen Verbindung zu vermitteln, die keinen kommerziellen Zwecken unterliegt. Der leidenschaftliche Fan wirbt schließlich authentischer als der bezahlte Kleiderständer. Andere Modehäuser halten es mit prominenter Kundschaft ähnlich: Bayern-München-Trainer Pep Guardiola trägt Anzüge von Giorgio Armani, ebenfalls aus Freundschaft; als ihm am Spielfeldrand die Hosennaht platzte, trug er zum Glück Dsquared. Bundestrainer Joachim Löw sorgte bei der Fußball-Weltmeisterschaft 2010 mit dem fast schon abergläubischen Hang zum blauen Kaschmirpullover von Strenesse für den Ausverkauf des Modells. Je bekannter ein Gesicht, desto größer die Umsatzsteigerung.

Clemens Schick genießt als „Freund des Hauses“ in Deutschland mehr oder weniger Exklusivstatus. International befindet er sich damit in Gesellschaft von Hollywood-Größen wie Christoph Waltz und Willem Dafoe, die für Prada mehr als nur Freunde sind: Dafoe lief bei der Präsentation der Herbst-Winter-Kollektion 2012 über den



Clemens Schick ist ein Mann mit vielen Gesichtern. In der Rolle des Stars auf dem roten Teppich will er angemessen gekleidet sein. Also lässt er sich in der Berliner Prada-Boutique neue Anzüge anpassen.



Laufsteg, Waltz stand ein Jahr später für die Sommerkampagne Modell. Würde Schick das auch machen, wenn man ihn fragen würde? „Natürlich!“

Die Ausstattung durch das Modehaus ist für den Schauspieler Bestätigung und Distinktionsgewinn. Dabei scheint er Zurückhaltung mehr zu schätzen als Aufmerksamkeit. Schick beobachtet lieber still, als im Mittelpunkt zu stehen. Er wirkt ein wenig distanziert, manchmal spöttisch, vielleicht sogar unsicher, fast wie ein Eigenbrötler. Aber vielleicht sind das auch nur seine liebsten Rollen.

Clemens Schick, 1972 in Tübingen geboren, bewarb sich nach der Schule an der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“ in Berlin, wurde aber abgelehnt. Das Studium an der privaten Akademie in Ulm brach er ab, die Leute dort erschienen ihm zu narzisstisch. Er wählte den steinigen Weg, jobbte als Türsteher und Kellner, arbeitete sich hinauf, zunächst am Theater, jetzt nur noch in Film und Fernsehen. Clemens Schick hat in dem Erotik-Kurzfilm „Hotel Desire“ und in dem für einen Oscar nominierten Drama „Das finstere Tal“ mitgespielt. In „Largo Winch 2 – die Burma-Verschwörung“ spielt er einen serbischen Killer mit Dreitagebart und Pilotenbrille. Kernig, und doch auch ein Schönling. Er ist nicht groß, aber er sieht gut aus mit markanten Zügen und stechem Blick.

An diesem Freitagvormittag ist er in der Boutique, um sich zwei Hemden, Sakko, Hose und Mantel anpassen zu lassen. „Made to measure“: Der Stoff des Hemdes, die Knöpfe des Sakkos, die Länge der Hosenbeine – all das

entscheidet der Kunde selbst. Allein für Jacketts und Hosen stehen 300 verschiedene Stoffe zur Auswahl, für Hemden kann man zwischen zehn Kragenformen wählen.

Der Prada-Fachmann fürs Maßnehmen umgarmt den Schauspieler zuvorkommend. „Unsere prominenten Kunden sind fast alle freundlich und bescheiden“, erzählt er später. „Das hat sicherlich auch viel mit unserer Philosophie zu tun: Für uns ist jeder Kunde erst einmal gleich.“

Schick steigt in einen Schlupfanzug, ein Musterstück, an dem der Schneider den Stoff an Schultern, Brustkorb, Ärmeln und Rücken passgenau absteckt. In seiner grünen Camouflagejacke hätte der Schauspieler eben noch als Besitzer eines veganen Coffeeshops durchgehen können. Jetzt ist er der Star im Anzug – eine Rolle, in der er sich wohl zu fühlen scheint, so wie er streng, aber zufrieden in den Spiegel schaut, breitbeinig und still und konzentriert, als würde er sich bei diesem Fitting um einen Job handeln, den er sorgfältig und möglichst effizient erledigen will.

Meist trägt Clemens Schick Prada nur dort, wo er sich dem Publikum stellt, also einer beruflichen Pflicht nachgeht. „Für mich ist der Auftritt auf dem roten Teppich in erster Linie Arbeit“, sagt er. „Ich genieße diesen Teil der Arbeit natürlich. Und ich mag es, bei Anlässen wie etwa einer Film Premiere angemessen gekleidet zu sein. Das ist für mich eine Art, Respekt zu bekunden. So, wie ich jetzt angezogen bin“ – er deutet auf seine abgetragenen Turnschuhe – „so will ich nicht auf dem roten Teppich gesehen werden. Ein Anzug gibt mir eine Form, er hilft mir, öffent-

lich zu sein.“ Fällt er gerne auf? Will er gerne gesehen werden? „Im Gegenteil. Ich bin ein Fan von Understatement, bevorzuge es klassisch und streng.“ Modisches scheint ihn, wie viele Männer, nicht so sehr zu interessieren.

Wie passt er dann zu einer Modemarke? Ein perfekt sitzender Anzug symbolisiere für ihn Handwerk und Tradition, sagt er. Das fasziniere ihn an Prada ebenso sehr wie am Theater. „Ich verehere Schauspieler, die sich für ihren Beruf hingeben und alles dafür tun. Wenn ich den Schneiderexperten von Prada bei seiner Arbeit beobachte, dann sehe ich bei ihm die gleiche Leidenschaft und Hingabe.“ Aber würde man mit traditionsreichem Schneiderhandwerk nicht eher einen Schneider in Neapel in Verbindung bringen? Prada ist schließlich das Fashion-Label schlechthin, bekannt für Trends, nicht für Anzüge.

Und noch dazu ist Schick selbst eine modische Erscheinung: Die Jeans sitzen schmal, die Turnschuhe stammen aus einer Kooperation von Adidas und Raf Simons, Tätowierungen zieren seine Unterarme. Er ist ein etwas undurchsichtiger Asket, nicht der naive Modeliebhaber. Als er die Schauspielschule abgebrochen hatte, zog es ihn einst ins Kloster der Taizé-Gemeinschaft. Da fand er die Einfachheit, die er schätzt. „Es gibt zu viel schlechten Geschmack“, sagt er. „Ich bin ein Mensch, der nicht viel braucht. Ich genieße es sehr, in der Natur zu sein, in den Bergen in einer Hütte ohne Strom zu wohnen und dort Holz zu hacken.“ Das bedeutet für ihn Luxus. Die acht Prada-Anzüge natürlich auch. ◀



Vom Bart geschützt wie die Schildkröte vom Panzer: Patrick Salmen weiß, was sich hinter üppiger Gesichtsbehaarung verbergen kann – oder ahnt es zumindest.

„Bart reimt sich auf hart“

Herr Salmen, Sie wurden 2010 deutscher Slam-Poetry-Meister mit dem Text „Roströkupferbraunfastbronze“, den man als wütende Apologie des Bartes bezeichnen könnte. Das Video des Slams haben auf Youtube bisher zwei Millionen Fans gesehen. Was interessiert die Leute an dem Thema? Das frage ich mich auch. Natürlich hoffe ich, dass die Leute auch Sprache und Vortragsweise schätzen. Aber hätte ich über Basilikumzucht oder Nacktkatzen gesprochen, wären diese Zahlen wahrscheinlich nicht zusammengekommen. Ich habe „Roströkupferbraunfastbronze“ sehr viel zu verdanken: gut besuchte Lesungen, eine Einladung zum Wacken-Festival, Ehrenmitgliedschaften in diversen Bartträger-Vereinen.

In Ihrem Text heißt es: „Bart reimt sich auf hart! Nicht auf zart! Zart reimt sich auf glatrasiert!“ Ein Bart ist also nur etwas für harte, für echte Kerle?

Das ist korrekt. Einzig befugt sind: Holzfäller, Trucker, Gabelstaplerfahrer, Zauberer, griechische Gelehrte sowie mittelalterliche Könige. Und Jesus. Aber ehrlich gesagt: Die meisten Vollbartträger, die ich kenne, sind dann doch nicht so harte Kerle. Nehmen wir die Metaller: Nach außen oft bedrohlich und grobschlächtig wirkend, sind sie meist die einfühlsamsten Menschen.

Später heißt es in Ihrem Text, ein Bart schütze Ihren schüchternen Kern wie der Panzer eine Schildkröte. Er sei wie eine Mikrowellenhaube: „Eigentlich braucht man die nicht, aber sie suggeriert die Illusion von Schutz.“

Da kam wohl der Küchenpsychologe aus mir heraus. Aber im Grunde stimmt es doch. Wenn ich mich als Vollbartträger auf meinem Hochsitz im Wald verstecke, um sentimentale Lyrik zu schreiben oder etwas traurige Klaviermusik zu hören, haben die Füchse weiterhin tierisch Respekt vor mir, weil sie mich für den Förster halten.

Von Roman Polanski stammt die Beobachtung, dass die Männer der Hippie-Ära den Frauen ihrer Zeit mit langen

Der Slam-Poet Patrick Salmen spricht über Vollbärte, Trucker und große Sehnsüchte – und erklärt, was den modernen Mann überhaupt noch ausmacht.

Haaren und weiten, rockähnlichen Hosen immer ähnlicher werden wollten. Und dass im Gegenzug die heutige Bartmode ein Versuch sei, sich abzugrenzen. Eine Kampfansage an die emanzipierte Frau. Hat er Recht?

Das mag auf einige zutreffen. Ich habe mal gelesen, ein Bart symbolisiere die Sehnsucht des Großstadtmenschen nach dem Rustikalen und Ursprünglichen. Ein letzter verzweifelter Ausbruch aus der urbanen Lebenswelt. Wir sehnen uns nach der Wildnis – solange sie W-Lan hat.

Finden die Männer über den Bart denn ein wenig zu ihrer Männlichkeit zurück?

Das führt natürlich zu der Frage, was Männlichkeit ist und was man von ihr erwartet. Das Bild des Mannes hat sich in den letzten Jahren ja gewandelt. Dieser Wandel war enorm wichtig – besonders in der Arbeitswelt und bei der gesellschaftlichen Anerkennung der Frau. Im Privaten sollte man das Ganze aber nicht zu verkrampt sehen. Es macht doch Spaß, mit Humor und Selbstironie Klischees zu bedienen oder sich über sie hinwegzusetzen. Der moderne Mann fällt immer noch sehr gerne Bäume. Nur nutzt er danach eben etwas Handcreme. Auf der anderen Seite kenne ich viele Frauen, die tief in ihrem Herzen Bart tragen.

Macht sich der moderne Mann Gedanken über seine Männlichkeit?

Vielleicht überwiegt zur Zeit unter Männern eine gewisse

Unsicherheit, was die eigene Rolle betrifft. Letztlich aber sollte es nicht um Männlichkeit, sondern um Glaubwürdigkeit gehen. Am männlichsten sind doch meist die Kerle, die sich nicht so viele Gedanken um ihre Männlichkeit machen.

Was ist überhaupt noch männlich? Sie schrieben mal: „Alles was mit Schwei anfängt: Schweiß, Schweinemetz, Schweizertaschenmesser, Schweiß Weib!“

An dieser Schwei-Theorie habe ich jahrelang mit einem Forscherteam der kanadischen Lumber-Universität gefeilt. Alle Thesen sind verifiziert und unantastbar. Aber Sie haben die Schweifreime vergessen. Lyrik ist auch sehr männlich.

Naja, in einem Text trifft Ihr Alter Ego ein Mädchen. Als sie erfährt, dass er Gedichte schreibt, schweigt sie und sagt dann: „Ich kenne einen, der macht Ballett.“ Gedichte sind wohl eher nicht so männlich.

Sie irrt natürlich. Literatur im Allgemeinen ist etwas zutiefst Wildes und Anarchisches. Auch hier kommt die Sehnsucht nach dem Wald zum Vorschein. Allein die Namen: Arno Holz, Stefan Zweig, Fichte, Klopstock – das kann doch kein Zufall sein.

Sie schreiben nicht nur Slam-Texte und Bücher, sondern auch Lyrik. Wie kommt das beim Publikum an?

Die meisten kommen wohl eher wegen der humoristischen Texte, aber wenn ich dann auch Lyrik oder poetischere Texte vorlese, lassen sie sich darauf ein. Dass sich auf den ersten Blick weniger Leute für Lyrik begeistern, liegt ja auch daran, dass sich Autoren und Rezipienten der vermeintlichen Hochkultur selbst zu ernst nehmen. Es ist ja nicht so, als wären Inhalt und Intention nicht zugänglich, aber oft wirkt es zu artifizuell und aufgesetzt.

Die Fragen stellte Christoph Borgans.



FOTO: FRIEDRICH STÜTZ



MIT DEM ORIGINAL
BIRKENSTOCK FUSSBETT

BIRKENSTOCK®

IHR MANN

Ihre Ehefrauen regieren Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und das Saarland. Doch Udo Kraft, Klaus Jensen und Helmut Karrenbauer kennt kaum jemand. Drei Annäherungen.

JA UND NOCHMAL JA

Er möchte nicht. Dabei scheut Udo Kraft die Öffentlichkeit nicht grundsätzlich. Als Hannelore Kraft am 14. Juli 2010 zur ersten Ministerpräsidentin des Landes Nordrhein-Westfalen gewählt wurde, war ihr Ehemann selbstverständlich dabei. Gemeinsam mit Sohn Jan saß Udo Kraft auf der Zuschauertribüne des Landtags. Er hatte eine Videokamera mitgebracht, um alles festzuhalten. Es war ja auch ein großer Tag. Und spannend obendrein, denn SPD und Grünen fehlte damals noch eine Stimme zur absoluten Mehrheit. Alles kam darauf an, dass die Linkspartei nicht mit „Nein“ votieren, sondern sich enthalten würde. Denn in Nordrhein-Westfalen wird im zweiten Wahlgang jener Kandidat oder jene Kandidatin zum Ministerpräsidenten gewählt, der die Mehrheit der Stimmen erhält. Es klappte.

Minuten später sagte Udo Kraft der Zeitung „Bild“: „Ich bin sehr stolz und habe ein aufregendes Kribbeln im Bauch.“ Die Empathie-Journalisten berichteten auch vom „kleinen Vorgesmack auf das Leben an der Seite einer Ministerpräsidentin“, den Udo Kraft bekommen habe. Er musste sich nämlich beim Gratulieren ganz am Ende der langen Reihe der SPD-Abgeordneten anstellen. Dann endlich: „Ein Kuss, innige Umarmung, streicheln“, wie „Bild“ protokollierte. „Erst kommt das Land – dann die Liebe.“ Ein wenig traurig endete das Interview des Elektroinstallateurs und neuen „NRW-Landesvaters“. Auf die Frage, wie die beiden den großen Tag zusammen feiern würden, antwortete Udo Kraft: „Die Ministerpräsidentin wird am Nachmittag in die Staatskanzlei einziehen. Und dann irgendwann spät abends nach Hause kommen.“

Nun kommt Hannelore Kraft schon seit fünf Jahren spät abends nach Hause.

Ein erhebliches Öffentlichkeits-Risiko ging Udo Kraft 2011 ein, als er an der Seite seiner Frau an einer Prominentenausgabe der ZDF-Sendung „Rette die Million“ teilnahm. In der Show wurde Nichtwissen so unmittelbar wie unterhaltend, so drastisch wie plastisch sanktioniert: Setzten Kandidaten ihre Geldbündel auf die falsche Antwort, öffnete sich ein transparenter

Schlund, und der Zaster war futsch. Das Ehepaar Kraft schlug sich lange hervorragend. Erst bei der Frage, was 1990 in Deutschland eingeführt worden sei, fünfstelligen Postleitzahlen oder (richtige Antwort) der 200-Mark-Schein, scheiterten die Ministerpräsidentin und ihr Mann. Am Tag darauf hieß es in den Zeitungen: „Hannelore Kraft verzockt sich.“

Noch heftiger gingen manche Medien mit der Ministerpräsidentin ins Gericht, als sie ein Jahr später ein Bild von sich und

ihrer Udo im Internet veröffentlichte. Im Februar 2012 hatte Hannelore Kraft in der Morgensendung des ZDF darüber geplaudert, dass sie ihrem Mann nach 20 Jahren noch einmal das Ja-Wort geben wolle – dieses Mal in Weiß und kirchlich. Am Anfang habe sie nicht so richtig an die ewige Liebe geglaubt. Ihr Mann und sie hätten sich deshalb zunächst einen Zwanzigjahresvertrag gegeben. „Wir haben gesagt, wir schaffen das, bis der Sohn erwachsen ist, das kriegen wir hin. Jetzt steht die

Vertragsverlängerung an, und wir werden noch mal heiraten.“

Auch das Plaudern über Privates will professionell betrieben werden. Deshalb kündigten die Krafts ihr Vorhaben ein weiteres Mal in der Fachzeitschrift „Bunte“ an. Wann und wo das Ereignis stattfinden sollte, ließen sie offen. Im Oktober 2012 verbreitete Hannelore Kraft über Twitter ein Foto, das sie im weißen Kleid mit wehendem Schleier an der Seite ihres Mannes zeigt. Weiß stehe für Unschuld, befand der „Tagesspiegel“. Der flatternde Stoff habe mit sozialdemokratischer Bodenständigkeit „nichts mehr zu tun“. Ihr Mann sehe in seinem Anzug aus wie ein Konfirmand.

Udo Kraft tritt selten öffentlich in Erscheinung. Vielleicht gibt es deshalb im Internet schon erste Unsicherheiten, wer Udo Kraft überhaupt ist. Auf der Seite einer internationalen Agentur findet sich ein Foto, auf dem angeblich „Hannelore Kraft und her husband Udo Kraft“ zu sehen sind. Doch auf dem Bild findet sich neben der Ministerpräsidentin ein strahlender Thomas Breustedt – auch er ist wichtig für Hannelore Kraft, als Regierungssprecher und engster Berater, also auch als der Mann, an den man sich wenden muss, wenn man mit ihrem Ehemann sprechen will. Leider lässt Breustedt aber eine Mitarbeiterin ausrichten, dass Udo Kraft ausrichten lasse, dass er um Verständnis bitte, „dass er kein Porträt machen möchte“.

Das ist schade, zumal im Hause Kraft das Private bei passender Gelegenheit immer mal wieder politisch wird. Schon im Wahlkampf 2010 ließ Hannelore Kraft die Broschüre „NRW im Herzen“ mit vielen bunten Bildern verteilen. Aus ihr erfährt man, dass Hannelore und Udo in derselben Gegend in Mülheim an der Ruhr aufwuchsen, dass er ihr „auf dem Schulweg immer Juckpulver in den Rücken gesteckt hat“, dass die beiden sich „ausgerechnet an Altweiber“ 1992 in einem Weinlokal wiedertrafen und Hals über Kopf verliebten. „Dass eine Karnevalsbeziehung so lange hält – wer hätte das gedacht“, heißt es neben einem Foto des jungen Paares, das gerade zum ersten Mal „Ja“ zueinander gesagt hat. *Reiner Burger*



Seit dem Karneval Seite an Seite: Udo Kraft mit seiner Ehefrau Hannelore



Ehrenamtler aus Egoismus: Klaus Jensen, der Ehemann von Malu Dreyer

Foto Frank Röh

UND ES HAT „ZOOM!“ GEMACHT

Man sieht in Menschen nicht hinein, und in die Beziehungen, die sie miteinander führen, erst recht nicht. Aber wer die rheinland-pfälzische Ministerpräsidentin Malu Dreyer und ihren Ehemann Klaus Jensen beobachtet, wenn sie sich unbeobachtet fühlen, der kommt bei allem professionellen Zynismus nicht umhin zu sagen: Hier sind zwei miteinander glücklich. Malu Dreyer hat das mal überschwinglich bestätigt: „Klaus ist der perfekte Mann für mich. Erst bei ihm hat es ‚Zoom!‘ gemacht.“

Manche sagen, Gegensätze zögen sich an. Die beiden SPD-Mitglieder taugen eher als Beweis, dass die gegenteilige These tragfähiger ist. Der 63 Jahre alte Jensen, der zum 31. März, nach achtjähriger Amtszeit, als Trierer Oberbürgermeister aufgehört hat, sagt: „Zu Menschen, mit denen ich in grundsätzlichen Fragen des Lebens uneins bin, kann ich mir eine Freundschaft vorstellen, aber nicht die tiefe Verbundenheit, die aus meiner Sicht für eine Partnerschaft notwendig ist.“

Jensen und Dreyer sind seit 2004 verheiratet. Beide hatten eine schöne Kindheit, er im Ruhrgebiet, sie in der Pfalz. In dieser Zeit wurzelt ihr positives Bild vom Menschen. Sie glauben an die Möglichkeiten einer bunten Gesellschaft, wissen aber auch, dass damit nicht nur helle Farbtöne gemeint sein können. Jensens erste Frau starb 2001 im Alter von 40 Jahren an Krebs. Aus der Ehe stammen drei Kinder, eine Tochter, zwei Söhne. Bis 1999 war Jensen Staatssekretär in Mainz – in dem Sozialministerium, in dem Malu Dreyer drei Jahre später Ministerin werden sollte. Er wurde 1999 in den einstweiligen Ruhestand versetzt, um sich stärker seiner krebserkrankten Frau und den Kindern widmen zu können.

Dass Malu Dreyer Multiple Sklerose hat, wussten die beiden, als sie heirateten. In all den Jahren, sagt Jensen, habe die Krankheit seiner Frau in der Beziehung fast überhaupt keine Rolle gespielt. Eine Erklärung dafür sei, dass sie beide Teil eines Wohnprojekts in Trier sind, das wegen seiner Barrierefreiheit überproportional viele Menschen mit Behinderung

beheimatet. „Hier gibt es etliche, die viel stärker eingeschränkt sind als Malu und trotzdem ein glückliches Leben führen.“

Jensen wohnt schon seit 1984 im sogenannten Schammatdorf. Man merkt das, wenn man mit ihm durch die verkehrsberuhigten Straßen spaziert. Er kennt die Vögel, die es hier gibt, Specht, Dompfaff, Fink – früher wollte er Biologe werden. Ständig grüßen Nachbarn von einem Balkon. Jensens jüngster Sohn Malte, der als Kommunikationsdesigner in einer Berliner Agentur arbeitet, ist noch präsent: Stolz weist sein Vater auf ein großes Graffiti hin, das die Begrenzungswand des Basketballplatzes zielt. Als Jungendlicher habe Malte die Schammatbewohner überzeugt, dass die Jugend sich dergestalt künstlerisch verwirklichen darf. Auch der Vorsteher der Benediktinerabtei Sankt Matthias, auf deren Grund das Dorf steht und die das Projekt ideell unterstützt, habe zugestimmt.

Jensen glaubt an die Kraft des Arguments. Das prägte auch seine Zeit als OB, in der er, so schrieb es der „Trierische Volksfreund“, „ein wichtiger Weichensteller“ gewesen sei. Damit ist auch gemeint: Jensen, ein Mann von schmächterer Statur, ist kein Berserkertyp, der seine Umgebung aus den Angeln hebt und kurzerhand passend macht, was nicht passt. Aber er ist auch kein Träumer. Das hervorzuheben ist ihm wichtig. Über sein ehrenamtliches Engagement äußert er in seinem Lebenslauf, er mache das „nicht aus überhöhtem Idealismus“, sondern weil es ihm selbst gut tue – „eine Form des Egoismus“, zu der er sich bekenne.

Jensen hat in Düsseldorf Sozialarbeit mit Schwerpunkt Sozialplanung studiert. Nach Trier kam er, weil die Stadt als eine der ersten überhaupt eine Stelle dafür geschaffen hatte. Mitte der Achtziger gründete er mit einem Partner ein Büro für Sozialplanung, das für Bundesländer, Bundesministerien und die EU tätig war. So wurde Rudolf Scharping auf ihn aufmerksam. Er holte ihn nach Mainz. Dort sah Jensen Mitte der Neunziger zum ersten Mal Malu Dreyer, damals noch ganz unromantisch – im Landtag. *Timo Frasch*

EIN MANN, KEIN WORT

Wer ist dieser Helmut Karrenbauer, über den wir hier schreiben wollen? Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit lässt sich immerhin eines sagen: Er ist der Ehemann der saarländischen Ministerpräsidentin. Gerne wollten wir mehr über ihn erfahren, am liebsten aus allererster Hand. Man findet ihn sogar im Telefonbuch – oder zumindest jemanden, der seinen Namen trägt und im selben Haus wohnt wie eine gewisse Annegret Kramp-Karrenbauer. Aber Übertumpeln ist nicht unser Stil. Also adressierten wir unsere Gesprächsanfrage an die Staatskanzlei in Saarbrücken. Die Leute dort sind sehr nett, aber es hilft ja nichts. Sie mussten uns leider mitteilen, dass Herr Karrenbauer für ein Gespräch nicht zur Verfügung stehe – und zwar trotz angebotlicher Versuche seiner Frau, ihn umzustimmen.

Die Ministerpräsidentin schien also auf unserer Seite zu sein. Daher versuchten wir, sie bald persönlich zu sprechen. Anfang September besuchte sie die Landesaufnahmestelle für Flüchtlinge in Lebach. Der Vorteil: Sie würde guten Mutes sein, weil die Unterbringung im Saarland vergleichsweise gut klappt. Der Nachteil: Sie hatte an dem Tag nun wirklich andere Probleme, als mit uns darüber zu reden, ob ihr Mann nicht doch mit uns reden wollte. Es gelang uns trotzdem, sie vor der Flüchtlingsunterkunft zu stellen. Auf unsere Fairness-Versprechungen erwiderte sie freundlich, aber bestimmt, es habe keinen Sinn, ihr Mann wolle sich nicht mit uns treffen. Ein anderer Journalist, der mithörte, bemerkte dazu: Das spreche durchaus für Herrn Karrenbauer.

Kurz überlegten wir, dem Kollegen eine reinzuhauen. Dann dachten wir: Vielleicht hat er recht. Vielleicht ist Helmut Karrenbauer, im Folgenden „HK“ genannt, einfach ein uneitler Mann, dem Chichi und Tamtam nichts bedeutet. Mit dieser Arbeitshypothese begannen wir die Recherche in Zeitungen und Internet. Und siehe da: Die spärlichen Quellen bestätigten den ersten Eindruck.

HK ist von Beruf Bergbauingenieur. Er hat selbst noch unter Tage gearbeitet,

zeitweise sogar nachts. Als seine Frau in der Politik aufstieg, vertiefte er sich immer mehr in die Hausarbeit und die Erziehung der drei Kinder. Das alles ist untypisch für Leute, die das Rampenlicht suchen. Erfolge lassen sich aber auch anderswo erzielen. HK weiß das. Während er 1998 noch zugab, „nicht gerade ein Meister am Küchenherd“ zu sein, konnte nur drei Jahre später der älteste Sohn Tobias in einer Homestory für die „Saarbrücker Zeitung“ (SZ) verkünden: Der Papa mache bessere Pommes als die Mama.

In derselben Story hob HK hervor: „Ich bin kein Karrieremensch.“ Außerdem sei er „nicht gerade politikinteressiert“. Umso erstaunlicher, dass die SZ 1998 einen Leser namens Helmut Karrenbauer zum damaligen SPD-Kanzlerkandidaten mit folgender Einschätzung zitierte: Lafontaine wäre ihm lieber gewesen als Schröder, weil er ihn für ehrlicher halte. Wenn man den Artikel aber genauer liest, merkt man: Das kann nicht unser Mann sein. Offenbar gibt es im Saarland einige mit seinem Namen. Allein für seinen Wohnort sind im Telefonbuch zwei weitere Helmut Karrenbauer aufgeführt.

Begeben wir uns wieder auf festeren Boden: HK ist sportlich oder zumindest sportinteressiert. „Bild“ nannte ihn 2012 „den stämmigen Mann mit der stoppligen Kurzhaarfrisur“. Das deckt sich mit Beschreibungen, wonach er „kernig“ sei. Vor neun Jahren war laut SZ ein Helmut Karrenbauer „Übungsleiter“ bei den Leichtathleten des Vereins TV 1890 Püttlingen. Ob das HK war? Sicher ist: Er interessiert sich fürs Fahrradfahren und Ringen. 2002 war er mit seiner Frau, damals Ministerin, Zuschauer beim Ringkampf Köllerbach gegen Schifferstadt. Ein Reporter notierte, die Ministerin habe „ihr Gesicht mehr als einmal in den Händen verborgen, während Ehemann Helmut Karrenbauer regungslos neben ihr saß“. Das kann er also: cool bleiben. Ihr Mann sei „ein wirklicher Fels in der Brandung“, sagte seine Frau 2011 der „Bunten“. In sonstigen Quellen finden sich keine Hinweise, dass das nicht stimmen könnte. *Timo Frasch*



Lieber im Schatten: Helmut Karrenbauer mit seiner Frau Annegret Kramp-Karrenbauer



Am Ende der Straße: Wo Chez zu Hause ist, führen nur Feldwege weiter.

Nirgendwo in Mexiko

In einem abgelegenen Winkel der Sierra Madre hat sich der Künstler Chez seine persönliche Zuflucht geschaffen. Zu Besuch in einem seltsamen Reich. *Von Airen*

Km 2“ zeigt das Schild am Straßenrand an, dahinter windet sich eine Serpentinstraße, von Schlaglöchern übersät, den Berg hinauf. Es ist ein bedrückendes Panorama, runde Hügel ragen hervor wie gewaltige Zuckerhüte, über denen der Herrgott mit einer Schöpffelle Vegetation verteilt hat. Dann geben die Busfenster den Blick ins Tal frei, wo glatt wie ein Spiegel die Hochebene des mexikanischen Bundesstaats Morelos liegt, mit ihrer Hauptstadt Cuernavaca, über der in der Ferne das Sonnenlicht flimmert.

„Km 1“, die Steigung ist überwunden. Ein Wegweiser markiert den Ortseingang von Santo Domingo Ocotitlán. 2060 Meter hoch, 1379 Einwohner, ein Dorf am Rand der Zivilisation. Der Bus hupt Pferde von der Fahrbahn, die ersten Häuser tauchen auf, flache Quader aus Vulkanstein, die geduckt in der Hochebene liegen. Ihre Mauern sind so grau, dass sie vor dem mil-

chigen Himmel zu zerfließen scheinen. Vor einer Kirche kommt der Bus abrupt zum Stehen. „Km 0“, Grenzstein der Zivilisation. Hier endet die Straße. Dahinter liegen nur Berge, die bislang keiner besiedeln wollte.

Hier oben, in einem abgelegenen Winkel der Sierra Madre, lebt ein Mann, den die Einwohner „Don Chez“ nennen und von dem sie sich erzählen, er sei ein Wahnsinniger. Ein Genie und Eremit – einst Dirigent eines Symphonieorchesters in Kanada, heute ein saufgieriger und schaffenswütiger Künstler, der in einem Anwesen haust, das mit Kunst vollgestopft ist.

Das liegt weiter hinten im Ort, am Rand eines Feldwegs. Der Wind wirbelt roten Sand auf, ein paar Straßenkörter kriechen im Staub, Büsche wuchern über einen lang gezogenen Holzzaun. Dann funkelt ein blaues Tor hervor, gezimmert aus Brettern, Planken, Planen und mit Knochen, Muscheln und einem Kompass

behängt. Man hat das Gefühl, vor einer Burg zu stehen, vor einem Piratennest – und ist am Einstieg in das Reich von Czeslaw Kazimierz Gladyszewski.

„Fuck you very much!“, ruft Don Chez und wirft seine Pranke durch die Tür, der süßliche Geruch des Pegeltrinkers weht heran. „Bienvenidos a Chezlandia!“ Er ist ein stämmiger Mann um die siebzig, von Alkohol und Tabak gezeichnet, angetan mit einer vollgeleckerten Hose und einem Janker, in dessen Ausschnitt Ketten klimpern wie bei einem Piratenkapitän.

Chez zerrt das Tor zur Seite und gibt den Blick in einen kaputten, funkelnden Irrgarten frei, in dem jeder Quadratzentimeter mit seltsamen Schöpfungen zugestrichelt ist. Schlingpflanzen wuchern über Gemälde und Skulpturen, von blühenden Mangobäumen hängen Fetzen aus Batik, auf einem Wegweiser steckt ein aufgespießtes lackiertes Huhn. Aus den Büschen lugen Metallfiguren, die aussehen wie der

Blechmann aus „Der Zauberer von Oz“. Immer neue Kunstobjekte kämpfen mit der wuchernden Vegetation um die Vorrangrechte. Nichts scheint an seinem Platz zu sein. Es ist die verstörende Spielweise eines Unordnungsfanatiklers.

Chez verschwindet auf einem Pfad unter hängenden Tarnnetzen und gelangt zu einem Bunker, der sich so nahtlos ins Dickicht fügt, dass man ihn erst erkennt, als man direkt davor steht. Die Küche. „Ist alles aufgeräumt, Mann, sauber“, sagt Chez, tritt ein und kickt eine leere Flasche Bitburger unter die Spüle. Auf dem Sofa stapeln sich leere Dosen Jack Daniel's Cola, der Schrank liegt unter einer dicken Schicht Staub. Chez nimmt unter einem Selbstporträt mit Cowboyhut Platz, daneben das Konterfei von Papst Johannes Paul II. Es riecht nach Ziege.

„Hast du was dabei?“, erkundigt er sich, noch ehe man die erste Frage stellen kann. „Auch gut, ich habe selber noch.“



Begegnung im Grünen: Skulptur im Irrgarten des Hausherrn



Bunte Trümmer: Chez liebt das Unstete, den ständigen Wandel.

Aus einer Schublade zieht er eine Plastiktüte mit Marihuana. Zwischen tiefen Schlucken aus der Halbliterdose Victoria-Bier dreht er einen Joint. Erst jetzt kommt man dazu, ihn näher zu betrachten: Haare wuchern aus den Ohren, der Schnauzer geht in einen wilden Dreiecksbart über, Silberkronen blitzen über die gesamte Breite seines Oberkiefers. Unter der Basecap lugt noch das Preisschild hervor, darunter prangt eine riesige Schramme an der Schläfe. Rasch leert er die Bierdose und fuchtelnd theatralisch in der Luft herum – mit Joint und Feuerzeug dirigiert er sein unsichtbares Orchester der Erinnerungen. „1978 war ich

Kapellmeister des Symphonieorchesters von Prince Edward Island“, beginnt er. „Dort lernte ich Georgie Barton kennen, eine alte Malerin, Mitglied im Salmagundi-Club, dem ältesten Kunstverein der Welt. Georgie gab mir Zeichenunterricht, und ich zeigte ihr, wie man Orgel spielt.“ Chez zeigt auf ein zerfleddertes Zeitungsblatt an der Wand, eine Seite der kanadischen „Kamloops Daily News“, vom 18. März 1979. „Gladyszewski exhibit at community center“ steht über einem Künstlerporträt, das die ganze Seite einnimmt. Der „Painter from Poland“ hatte es da schon zumindest zu örtlicher Berühmtheit gebracht.

Czeslaw – damals Mitte dreißig – hatte eine steile Karriere als Dirigent hinter sich. Noch als Musikstudent in Polen wurde er zweiter Dirigent des Symphonieorchesters von Posen. Obwohl ihm noch ein Jahr bis zum Abschluss fehlte, stand er zwei Mal pro Woche auf der Bühne und dirigierte. Auf einem Festival des Fördervereins „Jeunes Musicales“ verliebte er sich in die junge Kanadierin Denise, die ihm zu einer Einladung in ihren Heimatstaat Québec verhalf. Czeslaw nahm an und wurde 1973 Dirigent und musikalischer Leiter des Orchestre Symphonique de Sherbrooke, eines Provinzorchesters. Auf der Internetseite des Ensembles erinnert

man sich noch heute an den „dynamischen und bisweilen exzentrischen jungen Mann“, dessen Französisch zu Beginn so dürftig war, dass er die Holzbläser als „forêts“ bezeichnete, als „Wälder“.

Seine Beziehung mit Denise ging in die Brüche, ein neues Mädchen war bald an seiner Seite. Czeslaw zog nach Prince Edward Island, dirigierte das dortige Symphonieorchester, nahm eine Stelle bei der Société St. Thomas d'Aquin an und leitete einen Amateurchor. Er war noch keine 40 Jahre alt, beruflich standen ihm alle Türen offen. Aber Czeslaw trank auch exzessiv, und seit er eine neue Freundin hatte, rauchte er Gras. Die konventionelle



Spielplatz eines Unordnungsfanatiklers: Im Refugium des polnischen Künstlers gehen Kunst und Krempel eine schwer durchschaubare Symbiose ein.



GRAF VON FABER-CASTELL

ELEGANZ UND PERFEKTION

PLATINIERTE SCHREIBGERÄTE MIT AUFWENDIG KANNELIERTEM SCHAFT AUS TIEFBRAUNEM GRENADILL-HOLZ, MATTSCHWARZEM EBENHOLZ ODER ROTBRAUNEM PERNAMBUK-HOLZ.

HANDMADE IN GERMANY

ERHÄLTICH IN UNSEREN BOUTIQUEN IN HAMBURG, DÜSSELDORF UND FRANKFURT SOWIE IM GUT SORTIERTEN FACHHANDEL.
WWW.GRAF-VON-FABER-CASTELL.COM

Nirgendwo in Mexiko

Welt der Orchester war ihm zunehmend zuwider, er dachte darüber nach, den Taktstock gegen einen Pinsel einzutauschen.

Chez erzählt seine Geschichte in einem verschlungenen Gemisch der vier Sprachen, die sein Leben umschließen: Ein Satz kann auf Französisch beginnen, ins Englische übergehen und nahtlos ins Spanische münden, bevor er mit einem polnischen Schimpfwort endet oder in unverständlichem Gebrabbel versandet.

Sieht man ihn dann fragend an, heißt es: „No me presiones!“ Dräng mich nicht! Trotzdem: Wie sind Sie in Mexiko gelandet, Don Chez? „Bogumila“, antwortet er mit einem schwärmerischen Lächeln, und er spricht es aus wie den Namen einer Blume aus Tausendundeiner Nacht. „Bogumila und der Traum von Afrika.“

Czeslaw machte seiner Karriere als Dirigent schließlich ein Ende. Er schlug sich mit Klavierunterricht durch und versuchte sich eine Weile sogar als Immobilienmakler. 1998, mit Mitte fünfzig, unternahm er eine „Reise in die Vergangenheit“. Noch einmal wollte er die Wälder der Masuren durchqueren, die Seebäder von Pommern bereisen, die prächtigen Fassaden der Hansestadt Danzig sehen. Und noch einmal wollte er Bogumila treffen.

Sommer 1960, Czeslaw war 17 Jahre alt und Bogumila seine erste Liebe. Sie begleitete ihn zu seinem ersten Konzert in der Danziger Konzerthalle. Drei Jahre liebten sich die beiden, dann ging Czeslaw nach Posen, und Bogumila studierte in Warschau Recht. Sie schrieben sich, jeden Monat einen Brief. Als Czeslaw nach Kanada ging, zog Bogumila zu einem Mann nach Deutschland. 1979 besuchte sie ihn in Kanada. Sie hatten ein Lied damals, „Africa“ von Toto Cutugno, einem italienischen Liedermacher, und im Sommer 1998, als Czeslaw auf seiner Reise in die Vergangenheit auch bei der verwitweten Bogumila in Wolfenbüttel Station machte, spielte sie ihm das Lied wieder vor. „Look at the people, running, shouting, like they have all gone mad“, summt Chez leise in seine Küche hinein und zieht an dem runzligen Joint. „You know I think I just might go back to Africa.“

Bogumila gab Czeslaw alle Briefe zurück, die er ihr geschrieben hatte. „Sie war krank und wusste, dass wir uns nicht mehr wiedersehen würden.“ Zurück in Kanada, ließ ihn der Song nicht mehr los: „Africa“ – die Idee, alles stehen und liegen zu lassen. Zwei Wochen später packte Czeslaw die Koffer und kaufte ein Ticket nach Zihuatanejo, einer Hafenstadt an der Pazifikküste Mexikos, Sehensuchtsort der Stephen-King-Verfilmung „Die Verurteilten“.

Hier wurde aus Czeslaw der Exzentriker Chez, die provokante Figur des ständig betrunkenen, schaffenswütigen Fremden, halb Künstler, halb Kurgast. Ein Gringo, den niemand ernst nimmt und der es mit der Welt genauso hält. Sein Leben sind fortan der Strand, der Schwips, das Schaffen. „Meine Kunst ist absoluter Realismus.“ Sein Oberkörper weigt vor und zurück, dann blickt er böse. „Manchen Leuten gefällt sie nicht, weil sie nicht dieselbe Wirklichkeit sehen wie ich. Aber nichts daran ist ausgedacht.“ Chez' Realität besteht aus Landschaften, Symbolen, historischen Referenzen und ihm selbst. Allein vier Selbstporträts hängen in der Küche, in der Spüle



Don Chez is watching you: Der Künstler ist überall präsent, auf der Spüle liegt ein rot lackierter Gipsabdruck seines Gesichts.

liegt ein rot lackierter Gipsabdruck seines Gesichts. Die Kunst hat sich so überbordend in allen Ecken seines Hauses festgesetzt, dass es schwer zu sagen ist, wo Chez anfängt und wo er aufhört.

Wirklich Geld hat er nie gemacht. Da ist die Geschichte vom Bändchenflechter, der eines Morgens an seinem Liegestuhl am Strand von Zihuatanejo auftauchte. Ob er nicht ein Armband mit seinem Namen haben wollte, fragte er. Chez, bei Tagesanbruch bereits eine halbvolle Flasche Wein neben sich, diktierte dem Mann seinen ellenlangen Namen, überlegte es sich dann aber anders: „Schreib einfach muy fucking bueno!“ Der Einheimische machte ein Exemplar für Chez und bot den Spruch auch anderen Touristen an. Das Kauderwelsch wurde zum Verkaufsschlager am Strand von Zihuatanejo. Dass Chez mit seinem Einfall keinen Cent verdiente, stört ihn nicht: „Mir geht es darum, neue Dinge zu erfinden. Sind sie einmal da, langweilen sie mich.“



Czeslaw Kazimierz Gladyszewski alias Don Chez

Er erhebt sich vom Sofa. „Lass uns rausgehen“, brummt er. Vor sieben Jahren ist er auf das Grundstück in Ocotitlán gestoßen. Hier ist sein Refugium, hier soll sich alles zusammenfügen: Leben, Erinnerung, Kunst. Und nun soll es auch endlich jemand zu sehen bekommen.

Es ist hell geworden, die Wolken haben sich verzogen, Sonnenstrahlen fallen durch die Baumkronen und verfängen sich im Schattenspiel der Skulpturen. Chez hat eine Kapitänsmütze aufgesetzt und zeigt seine aztekische Schwitzsauna. Sie sieht aus wie ein Iglu aus Lehm, funktioniert aber nicht, weil er sie gegen den Rat aller Einheimischen mit Stahlstreben verstärkt hat. Es scheint, als ginge es ihm nie um die Funktion der Dinge, als erschaffe er vielmehr Trugbilder, die sich über den Anschein lustig machen. Das Unstete fasziniert ihn, der Wandel, das Spiel mit Materialien, wenn man sie neu definiert.

Die Zisterne, einen flachen Bunker, hat er zum Karpfenbecken umgebaut. In dem Behälter schwimmen schimmernde Kois, Schildkröten und zwei Hummer. Hinter dem nächsten Dickicht tut sich die „Polnische Sauna“ auf, ein Bretterverschlag. An der Innenseite das Gemälde eines befreundeten Malers, eine Aktstudie: „Die Versuchung des Santo Chez“. Ein Porträt des Künstlers, weißhaarig, mit Bierbauch, einen schwarzen Affen auf der Schulter. An der Sitzbank hängt ein Wegweiser: Włocławek 10.084 Km. Darunter ein Schwarzweißfoto, das ihn und seine Mutter vor zerbombten Ruinen zeigt.

„Im Herbst 1939 nahm die deutsche Wehrmacht Włocławek in Pommern ein. Für den Siegeszug verlangten sie 100 schwarze Rosen. Es gab zwei Gärtnereien, die unseres Nachbarn Rozalski und die meiner Eltern. Señor Rozalski schickte die Soldaten zum Teufel und kam nach Buchenwald. Als sie bei meiner Mutter klopfen, gab sie ihnen die Rosen. Dann

schlug die Wehrmacht ihr Quartier auf unserem Grundstück auf. Als Entschädigung überließ man meinen Eltern eine Kirche mit all ihren Liegenschaften. Und so kam es, dass ich in der Kirche des heiligen Stanislaw geboren wurde, am 21. September 1943, im chinesischen Jahr der Ziege, in der Stadt, die die Deutschen Leslau nannten.“

Die Ziege zieht sich wie ein roter Faden durch sein Leben. Als kleiner Junge erkrankte Czeslaw an Kalziummangel. Ein Arzt riet seiner Mutter, ihn mit Ziegenmilch aufzupäppeln. Die Mutter legte sich eine Ziege zu, fortan bekam Czeslaw jeden Tag mehrere Glas Ziegenmilch zu trinken. Als 2015 wieder das Jahr der Ziege anbrach, schenkte Chez seinen Freunden einen Kalender. Für das Shooting hatte er sich die linke Schädelseite rasiert – Haare, Bart und Augenbrauen. Und seit kurzem hat er hinten im Garten eine junge Ziege. Im Stall steht ein Triptychon, drei durch Scharniere verbundene Sperrholzplatten, von denen die Ölfarbe blättert. Fenster und Linien, aufgeklebte Zeitungsartikel, düstere Sterne, ein Porträt Adolf Hitlers. Die Ziege knabbert an einem Maiskolben.

„Das alles hier ist eine Ranch, ein Zoo“, sagt Chez. „Ein Experiment, bei dem nichts geplant ist.“ Hier passt alles und nichts zusammen. Er lacht und zwinkert mit den Augen. „Du und ich“, will der Blick sagen, „wir wissen beide, dass das Leben nicht mehr ist als ein Schmierenspiel, in dem ich den Narren spiele.“

Wenn Menschen alt werden, sagt man, werden sie wieder zu Kindern. Das ist Chez, der ewige Clown seiner endlosen Kindheit, mit seinem Vergnügungspark, inmitten eines sinnlosen Kosmos in einem gottverlassenen Winkel der Erde. Da steht er, ein irrer Waldschrat, ein kiffender Till Eulenspiegel, der Salvador Dalí der Sierra Madre. Und wie lebt es sich in diesem bunten Irrenhaus? Chez bleckt die Silberzähne: „Muy fucking bueno.“

FOTOS: JOSE RODRIGUEZ



Mumm
& Co.

MANCHMAL MUSS ES EBEN
MUMM SEIN.

Jan van Eyck (1390 – 1441) ist nicht nur als Statue bis heute in der Stadt präsent. Als einer der bedeutendsten flämischen Maler des Mittelalters schuf er im Auftrag reicher Bürger und Adelliger auch Kunstwerke für das Rathaus. Zu seinen wichtigsten Werken außerhalb der Stadt zählt der monumentale Genter Altar.



Grüße aus



Sehen, schmecken, staunen: In dieser Stadt gehen Besucher auf Zeitreise.

Von Sabine Posniak

Heute wird sie in aller Welt als meisterhaftes Handwerk geschätzt und in Brügge in vielen Geschäften angeboten – bei „Asterix und Obelix“ galt Brüsseler Spitze noch als „Klöppelzeuch“. Der durchbrochene Stoff taugte nicht mal zur weißen Friedensfahne: Die Gallier schämten sich, und die Römer spotteten.



Die Stadt, die knapp zwei Meter über dem Meeresspiegel liegt, ist durchzogen von Kanälen, die früher bis zur Nordsee reichten. Stadtführer erzählen gerne die Anekdote von amerikanischen oder asiatischen Touristen, die sich nach dem Eintrittspreis für das Betreten der musealen Stadt erkundigen.

Weltberühmt ist nicht nur die flämische Kunst. Auch die belgischen Comiczeichner wie Hergé mit „Tim und Struppi“ schufen bleibende Figuren. Die Reihe um den jungen Reporter Tim, der mit seinem Hund Abenteuerliches rund um die Welt erlebt, inspirierte unter anderen Steven Spielberg und Andy Warhol.



Dick und warm, so werden sie serviert, die belgischen Waffeln. Eigentlich schmecken sie überall gut, doch im stillvollen Tearoom Jan van Eyck mit den pinkfarbenen Wänden und dem Fachwerk ist das Geschmackserlebnis besonders erhehend.



Die Sparfrösche der belgischen Firma Pomme Pidou sitzen in den Fenstern vieler Hotels und Restaurants. Auch fliegende Fische und dicke Schweine bereichern das Sortiment der Spardosen. Sie sind ein beliebtes Mitbringsel – besonders für Sparfüchse.



Nie zerstört oder abgebrannt: Brügges Stadtkern ist seit dem Jahr 2000 Weltkulturerbe. Am Jan Van Eyckplein wetteifern die Sehenswürdigkeiten miteinander: hier das ehemalige Zollhaus, dort die Poortersloge, in der Kaufleute einst ein- und ausgingen.

Fließende Grenzen

Männer und Frauen haben bei Wein und Drinks unterschiedliche Vorlieben. Doch die alten Rollen lösen sich langsam auf.

Von Peter Badenhop

Jancis Robinson ist die einflussreichste Frau in der Welt des Weins. An der 65 Jahre alten Britin, die in Oxford Mathematik und Philosophie studierte, 1984 als eine der ersten Frauen die Prüfung zum „Master of Wine“ bestand und Herausgeberin des Oxford-Weinlexikons ist, führt kein Weg vorbei, wenn es um gute Weine geht. Sie ist die einflussreichste Weinkritikerin der Welt, zählt mit dem Amerikaner Robert Parker zu den bekanntesten Experten – und ist zugleich der Gegenentwurf zum großmäuligen Kritikerpapst von der anderen Seite des Atlantiks. Parker ist, typisch, für seine Liebe zu voluminösen Fruchtbomben bekannt. Jancis Robinson hingegen, die zurückhaltend und humorvoll ist, bevorzugt filigranere Weine und einen klassischen Stil.

Robinson und Parker verkörpern zwei Fraktionen in der Weinwelt. Auf der einen Seite die lauten Männer, an vollmundigen, alkoholreichen und von Parker mit vielen Punkten ausgestatteten Spitzengewächsen interessiert. Auf der anderen die beherrschten Frauen, eher leichteren und eleganteren Tropfen zugeneigt. So zumindest ist das traditionelle Verständnis der Geschlechterrollen, wenn es um die zweitbeste Sache der Welt geht.

Es scheint durchaus plausibel – schließlich ist es in anderen Aspekten des kulinarischen Lebens ganz ähnlich. Am Grill machen sich Männer über Bratwurst und Schweinebacken her, während Frauen schon mit Salaten und Grillgemüse glücklich werden. Und an der Bar sind Cognac und Whisky fest in männlicher Hand. Die Zahlen in diesem Marktsegment sprechen für sich, und die verzweifelten Bemühungen der Spirituosen-Hersteller, mit leichteren, weicheren Tropfen und verändertem Marketing auch weibliche Kundschaft anzulocken, machen die Sache offensichtlich: Männer trinken Schnaps, Frauen Likör.

Ganz so einfach ist es aber doch nicht mehr. Die Whisky-Brenner und Whisky-Kenner zum Beispiel berichten seit Jahren von einem stetig wachsenden Interesse und zunehmenden Kenntnissen bei Frauen. Und auch beim Gin, der zur Zeit wohl populärsten Spirituose, sind die Damen auf

dem Vormarsch. „Der Gin Tonic ist natürlich immer noch ein Klassiker, den in England Herren in Anzügen nach einem harten Tag in der Vorstandsetage schlürfen“, sagt Lesley Gracie, die Brennmeisterin der schottischen Marke Hendrick's. „Gin-Cocktails haben dagegen weiter eher ein weibliches Publikum. Aber die Grenzen sind längst fließend.“

Der Frankfurter Szene-Mixer Yared Hagos, mit seiner Bar „The Parlour“ auch international bekannt, hat die Erfahrung gemacht, dass Frauen neugieriger sind als Männer. „Ihnen werden nur oft die falschen Drinks angeboten, weil viele Barkeeper glauben, sie müssten Frauen etwas Leichtes oder Süßes einschenken.“

Das gilt nach Ansicht von Javier Villacampa auch beim Wein. „Viele Sommeliers meinen, Frauen wollten leichte Tropfen“, sagt der Restaurantleiter im Frankfurter Fünf-Sterne-Hotel Villa Kennedy. „Aber das stimmt nicht.“ Villacampa beobachtet zwar, dass noch immer meistens die Männer am Tisch den Wein aussuchen. Aber Frauen hätten oft den ausgeprägteren Geschmack. Und auch Villacampa erlebt die weibliche Kundschaft als offener und zugänglicher für Anregungen.

Jancis Robinson hält den alten Grundsatz, nach dem Männer lieber rote und trockene und Frauen lieber weiße und süßere Weine trinken, für Unfug. Zwar ist diese Auffassung noch immer weit verbreitet, in vielen Zeitschriften und Internetportalen gibt es Weintipps extra für Frauen. Tatsächlich hätten die Geschlechter aber gar keine unterschiedlichen Präferenzen, sagt die Engländerin. Vielleicht entschieden sich manche Frauen einfach nur gegen Rotwein, weil sie dunkle Flecken auf den Zähnen vermeiden wollten. Mit dem Geschmack habe das nichts zu tun.

Der Unterschied ist in ihren Augen, dass Frauen Weine weniger nach Sozialprestige auswählen. Namen, Parker-Punkte und Preise beeindruckten vor allem Männer – wie Marken und PS-Zahlen beim Autokauf. Der wichtigste Unterschied aber bleibe ein anderer: Wegen der größeren Anfälligkeit für die Verheerungen des Alkohols trinken Frauen grundsätzlich weniger als Männer.



ILLUSTRATION: BETTY

FALKE
LIFE PERFORMANCE SOLUTIONS



FALKE
ULTRA ENERGIZING

Tiefenwirksame Stimulierung der inneren und äußeren Blutbahnen

FALKE Ultra Energizing, Art. Nr. 15730

FEEL THE 24 HOUR ENERGIZING EFFECT



FALKE · P.O. BOX 11 09 · D-57376 SCHMALLENBURG / GERMANY

www.FALKE.com



Vor Werken von Wojciech Fangor: Simon de Pury belebt ein altes Haus im Londoner Stadtteil Mayfair.

Der Auktionskünstler

Herr de Pury, Sie haben Phillips Ende 2012 zusammen mit Ihrer Frau verlassen. Haben Sie erst einmal pausiert?

Nein, das wäre fatal. Wer rastet, der rostet. Michaela und ich haben unsere Firma de Pury de Pury gegründet und uns zunächst auf private Transaktionen konzentriert. Wenn man so viele Jahre im Metier verbracht hat wie wir beide, weiß man, wer was kaufen will und wer was hat. Danach hat sich vieles ungeplant ergeben. Wir haben angefangen, Ausstellungen zu kuratieren. Außerdem beraten wir Künstler und reisen viel. Der Kunstmarkt ist ja ein Wanderzirkus geworden. Man muss alles verfolgen, Messen, Biennalen, Ausstellungen. Den August verbringen wir meist in Los Angeles, der zur Zeit interessantesten Stadt für Künstler. Dort haben sich zum Beispiel in den letzten Jahren Alex Israel, Mark Grotjahn, Sterling Ruby oder Mark Bradford Studios gekauft – Künstler, die wir bei Phillips als erste in den Auktionsmarkt eingeführt haben.

Als ihre Geschäftspartnerin Daniella Luxembourg 2002 ausstieg, wurden Sie mehrheitlicher Eigentümer von Phillips de Pury. Wie haben Sie Ihr Auktionshaus aufgebaut?

Wir haben uns damals auf Cutting-edge-Kunst sowie Design und Fotografie der letzten 25 Jahre konzentriert. Diese Nischen haben sich seitdem am stärksten entwickelt. Wir haben jede Saison neue Künstler eingeführt. Ich bin stolz darauf, dass viele Künstler aus meinen zwölf Jahren mit Phillips de Pury heute Stars sind.

Mit Ihren Partys und innovativen Auktionskonzepten haben Sie das traditionelle Image eines Auktionshauses untergraben.

Ja. Die Leute hatten eine wahnsinnige Schwellenangst, selbst wenn sie betucht waren. Das wollten wir überwinden. Wir haben zum Beispiel „Saturdays at Phillips“ in New York eingeführt und dort bei den Vorschauen Cappuccino und Bagels serviert. Dazu habe ich über das Soundsystem Musik aus meinem iPod gespielt. Wir wollten es unterhaltsam machen.

Wie haben sich Rolle und Stil eines Auktionators verändert, seitdem sie in den Siebzigern in das Geschäft eingestiegen sind? Auktionatoren sind ja heute selbst Celebritys.

Als ich bei Sotheby's anfang, saß der Auktionator auf dem Rostrum auf einem Stuhl. Ich bestand darauf, stehen zu können, da kommt man ganz anders rüber. Heute kenne ich keinen Auktionator, der nicht steht. Dass Auktionatoren Stars sind, hat auch mit den hohen Preisen zu tun.

Ausstellungs-Eröffnungen, Benefiz-Auktionen, Online-Plattformen, Instagram-Fans, Familienglück: Und was macht Simon de Pury sonst so?

Auktionen werden heute richtiggehend choreographiert.

Ja. Als ich anfang im Kunsthandel, dachte ich noch, ein großartiges Objekt verkauft sich von allein, die Qualität spricht für sich. Aber das ist nicht der Fall, wie ich schnell feststellen musste. Heute haben die Leute eine Überzahl an Möglichkeiten, wie sie ihre Freizeit verbringen, wie sie ihr Geld ausgeben. Das individuelle Marketing ist da das Wichtigste überhaupt. Alles dreht sich um privilegierte Beziehungen zu bestimmten Sammlern. In einer Auktionsfirma multiplizieren sich diese individuellen Netzwerke. Mit den Kollegen geht man dann durch die Liste der Werke, die einem angeboten wurden, und überlegt sich bei jedem Objekt: Wer kommt dafür in Frage?

Käufer und Werk werden also in der Theorie schon zusammengebracht? Und alles im Auktionsaal wird aufgezeichnet?

Genau. Man muss sich dauernd informieren, damit man weiß, wer was sucht. Es ist wie ein unscharfes Bild, das immer schärfer wird, je näher die Auktion rückt. Drei Tage vorher weiß man: Aha, für dieses Los hat sich noch niemand interessiert, da müssen wir was unternehmen. Oder: Bei dem sollte es sehr gut gehen, weil wir bereits 15 Leute haben, die condition reports angefordert haben. Aber trotzdem kann man nie vorhersagen, was passiert.

Kann man nicht gleich einen Privatverkauf arrangieren, wenn es für ein Werk nur einen Interessenten gibt? Beim steigenden Anteil privater Transaktionen, die Auktionshäuser arrangieren, wird die Auktion immer mehr zum Marketing-Instrument. So wie in der Mode die Haute Couture dabei helfen soll, billigere Produkte wie Parfums zu verkaufen.

Ein interessanter Vergleich. Die Abendauktionen sind ein wenig wie die Defilees der Couture, wo Spitzenwerke vorgeführt und die höchsten Preise erzielt werden. Das Interesse der Medien konzentriert sich auf dieses Segment. Oft verdienen die Auktionshäuser aber viel besser an den Tagauktionen, wo nicht so ein Druck auf den Margen ist. Im

Verlauf einer Auktion ist die Stimmung ganz anders, wenn zu Beginn ein neuer Rekord aufgestellt wurde. Dann denken die Leute: Der Markt ist gut.

Sie sind selbst auch Kunstsammler. Was war Ihr erstes Kunstwerk? Und haben Sie es heute noch?

Im Sammeln bin ich ein Spätzünder. Ich war Mitte dreißig, als ich zum ersten Mal viel ausgab für ein Kunstwerk, ein Gemälde von Erik Bulatov. Als meine erste Frau Louise und ich uns trennten, wurde auch unsere Sammlung geteilt, und sie behielt den Bulatov. Als sie das Bild verkaufen wollte, lieferte sie es glücklicherweise bei Phillips ein, wo ich es, 25 Jahre später, sehr gut verkaufen konnte.

Wie sind Sie eigentlich zum Auktionsgeschäft gekommen?

Mein Traum als Jugendlicher war es, Künstler zu werden. Aber ich hatte nicht das, was es dafür braucht. Ich wuchs in Basel auf und hatte das Glück, dass Ernst Beyeler ein Freund der Familie war. Meine Mutter erzählte ihm von dem schwierigen Fall zu Hause. Das Gespräch mit ihm war sehr wichtig für mich. Er fragte mich: Ist dein Interesse an der Kunst physisch oder intellektuell? Ich antwortete: rein physisch. Da sagte er: Dann darfst du auf keinen Fall Kunstgeschichte studieren, du musst in den Kunsthandel gehen, wo du in Kontakt mit den Werken bist.

Sie haben sich also an seinen Rat gehalten?

Ja, er machte mir sogar einen Plan: in Bern bei der Galerie Kornfeld in die Schnupperlehre gehen, dann jeweils ein Jahr bei Sotheby's in London, bei Sotheby's in New York und bei Marlborough verbringen. Gleich an meinem ersten Tag bei Kornfeld gab er mir Originalbriefe von Ernst Ludwig Kirchner zum Entziffern und zeigte mir Graphiken von Picasso, Munch und Lautrec. Ich fühlte mich wie im Paradies und blieb 18 Monate. Ursprünglich verdanke ich alles Ernst Beyeler.

Hatten Sie Vorbilder?

Bei Sotheby's war es Peter Wilson, seit 1958 Chairman. Sein Stil war meinem entgegengesetzt. Er war ein vornehmer Mann, der am Pult saß und mit leiser Stimme sprach. Jedem gab er das Gefühl, es sei ein unglaubliches Privileg, von ihm etwas kaufen zu dürfen. Auch John Marion und Nicholas Rayner von Sotheby's beeindruckten mich. Mein Stil ist etwas flamboyanter. Wenn die Leute schon mehr als zwei Stunden im Saal sitzen, will man es unterhaltsam machen. Aber natürlich will der Auktionator vor allem den besten Preis für den Einlieferer erzielen.

Was veränderte sich bei Phillips de Pury, als die russische Mercury Group 2008 einstieg?

Die Eigentümer der Mercury Group sind brillante Unternehmer. Ihr Hintergrund ist der Handel mit Luxusgütern. In New York hatte ich den Sitz von Phillips de Pury aus finanziellen Gründen im Meatpacking District angesiedelt, der damals noch nicht so trendy war. Ein Jahr Miete kostete dort so viel wie zwei Wochen an der Upper East Side. Mit Mercury zog Phillips dann an die Upper East Side, und schon am ersten Tag sah man Sammler bei uns, die nie nach Downtown gekommen waren. Die Location ist für den Kunstmarkt heute so wichtig wie im Handel.

Trotz der Globalisierung gibt es also neue Grenzen?

Früher besuchten Kunstsammler auch mal Galerien im Osten von London. Jetzt ziehen viele Galeristen wieder nach Mayfair. Phillips de Pury hatte damals mit seinem 2008 eröffneten europäischen Hauptquartier in einer alten Postsortieranlage nahe der Victoria Station ein tolles Gebäude. Obwohl es nur zehn Minuten mit dem Auto entfernt ist von der Grafton Street, wo wir gerade dieses Gespräch führen, war das zu weit weg. Sammler sind im Verkehr stecken geblieben oder kamen gar nicht. Jetzt hat Phillips die beste Lage von allen Auktionshäusern, am Berkeley Square. Viele Sammler steigen in einem Spitzenhotel hier in Mayfair ab, ob im Connaught oder im Claridge's, und können zu Fuß zu Sotheby's, Christie's und nun auch zu Phillips laufen.

Wie unterscheidet sich die neue Plattform im Netz, die de Pury de Pury aufbauen will, vom Traditions-Auktionshaus?

Für den Kunsthandel braucht man eigentlich weder einen Katalog noch eine Ausstellung, nur das Netzwerk und das Vertrauen der Kunden. Die Hauptkosten bei einem Auktionshaus entstehen durch Druck und Versand der großen Kataloge. Der Kunstmarkt ist von allen Geschäftszweigen am stärksten resistent gegen die Internet-Revolution. Die großen Auktionshäuser haben zwar ihre Online-Aktivitäten ausgebaut, und es gibt nun einige Online-Auktionsfirmen, aber keiner hat bisher das perfekte Modell ausgeklügelt. Für mich hat ein reines Internet-Modell keinen Sinn.

Die Leute müssen die Werke physisch sehen. Unser Modell verbindet die Online-Präsentation mit einer Ausstellung und einer physischen Auktion mit Auktionator, bei der man im Saal, an den Telefonen und online mitbieten kann. Bei einer Online-Auktion, die sich wie bei Ebay über mehrere Tage hinzieht, wird der dramatische Effekt verwässert. Für unsere erste Auktion von etwa 400 Werken der Sammlung Lambert wird es nun eine kuratierte Installation beim Antiquitäten-Spezialisten Mallet geben und eine Auktion der Spitzenwerke bei Christie's, mit denen wir dieses Auktionsprojekt in Kooperation durchführen. Für unsere Online-Plattform konnten wir Arnaud Massenot gewinnen, der mit seiner ehemaligen Frau sehr erfolgreich die Designer-Shopping-Website Net-A-Porter aufgebaut hat und sich mit der Technik auskennt.

Zu Ihrem Stil: Sie tragen immer zweireihige Anzüge.

Besitzen Sie überhaupt einen Einreihiger?

Nein. Der Zweireihiger ist meine Uniform, immer vom selben Schneider, Caraceni in Mailand. Ich treibe keinen Sport, mein Anzug ist mein Gewichtstest. Mein Schneider darf meine Hosen nie weiter machen, ich weiß dann, dass ich mich zurückhalten muss. Am Wochenende trage ich aber auch mal Jeans.

Sie wohnen mit ihrer Familie hier in London. Warum?

Es liegt zwischen den Kunstzentren New York und Hongkong und ist geographisch am praktischsten. London ist extrem international und bietet viel Kultur. Es hat die Vorteile einer Großstadt ohne die Nachteile. Jeder Stadtteil ist ein Dorf. Wir leben in Mayfair und machen alles zu Fuß. Ich würde aber am liebsten in Los Angeles leben.

Wie sieht Ihr typischer Tag aus?

Ich hasse Routinen. Aber unsere viereinhalbjährige Tochter bringt Regelmäßigkeit ins Leben, und das ist auch gut so. Es gibt kein größeres Geschenk als ein Kind, das einen am Morgen begrüßt. Zum Geburtstag hat sie mir eine Busfahrkarte geschenkt. Wir bringen sie jetzt jeden Morgen mit dem Bus zur Schule und laufen dann durch den Hyde Park ins Büro.

Zu allem anderen machen Sie auch viele Benefiz-Auktionen. So zwei bis drei im Monat. In diesem Sommer habe ich zum zweiten Mal die Leonardo-di-Caprio-Auktion in St. Tropez abgehalten, die 40 Millionen Dollar einspielte – es war die erfolgreichste Benefiz-Auktion aller Zeiten.

Glauben Sie, dass bald mehr Frauen unter den Top-Auktionatoren der Welt sein werden?

Irgendwann werden die erfolgreichsten Auktionatoren Frauen sein, denn es geht ja um Verführung. Im Benefiz-Sektor ist Sharon Stone die beste Auktionatorin der Welt. Sie hat Waffen, die kein Auktionator je haben kann.

Die Fragen stellte Anne Reimers.

SIMON DE PURY

Die Dekorateure sind in voller Aktion an der Grafton Street Nr. 3 im exklusiven Londoner Stadtteil Mayfair. In den herrschaftlichen Räumen der Stadtresidenz wird in diesen Tagen eine Erik-Bulatov-Ausstellung eröffnet. Das Haus mit der eleganten Fassade und dem labyrinthischen Innenleben gehört der Familie des vor wenigen Monaten verstorbenen reichsten Manns Polens, Jan Kulczyk. Seine Tochter Kasia bat das befreundete Kunstwelt-Powerpaar Michaela und Simon de Pury, mit ihrer neuen Firma de Pury de Pury den Londoner Familiensitz mit Kunst zu beleben. Die erste Ausstellung im Herbst 2014 war dem heute 92 Jahre alten Künstler Wojciech Fangor gewidmet. Erik Bulatov, geboren 1933, ist zwar bekannter, hatte aber lange keine Schau in London.

De Pury stieg 1974 bei Sotheby's ins Auktionsgeschäft ein und wurde 1986 Chairman von Sotheby's in der Schweiz. 1997 gründete er ein eigenes Auktionshaus, das er 2001 mit den Überresten des Traditionshauses Phillips zusammenführte. Ende 2012 verließ de Pury zusammen mit seiner Frau Michaela, damals Senior Director, die Firma Phillips de Pury & Company, die er aufgebaut und geleitet hatte. Seine restlichen Anteile an der Firma verkaufte er an die Mercury Group, die schon 2008 eingestiegen war; das Auktionshaus heißt nun schlicht Phillips. De Pury, eine der schillerndsten Persönlichkeiten des Kunstmarktes, wurde bekannt für seinen dramatischen Auktionsstil, innovative Geschäftsideen, glamourösen Lebenswandel und Engagement für neue künstlerische Positionen. Auf seiner Instagram-Seite, die er fast täglich mit Fotos von Ausstellungen und Events aktualisiert, beschreibt er sich selbst als „auctioneer, art dealer, artist, DJ“.



LIVE. LIKE NO ONE ELSE.

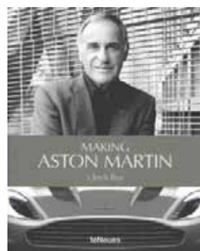
BeoLink Multiroom vereint all Ihre Bang & Olufsen Produkte in nur einem drahtlosen System - für mehr Freiheit in Ihrem Zuhause.

Hören Sie in verschiedenen Räumen unterschiedliche Musik oder lassen Sie einen Titel im ganzen Haus erklingen. Mit nur einer Berührung können Sie ein Bang & Olufsen Produkt zuschalten oder den Musikstream ganz bequem über ihr Mobiltelefon steuern.

BEOLINK MULTIROOM
BANG & OLUFSEN

bang-olufsen.com

SIEH MAL AN



VON BOND BIS BEZ
Aston Martin fährt beständig im Grenzbereich zwischen Mythos und Untergang. Mal verkaufen die Briten nur ein paar ihrer handgefertigten Preziosen im Jahr, dann reißen sich die Fans wieder um die eleganten Sportwagen. Mit dem jüngsten Aufschwung ist der Name Ulrich Bez verbunden, und daraus hat der umtriebige Schwabe ein dickes Buch gemacht. Auf 408 Seiten entführt er in die Welt von Aston Martin, assistiert von Designprofessor Paolo Tuminelli. Das Buch ist nicht ganz neu, aber für Fans, die es verpasst haben, ein schöner Zeitvertreib, während ihr Aston Martin in der Garage überwintert. Erschienen im Verlag teNeues. (hap.)



CARRERA RELOADED
Vermutlich gibt es mehr Bücher über Porsche, als Porsche je Autos verkauft hat. Das gilt besonders für den 911. Nun liegt wieder eines aus. Es trägt den Titel „Carrera RS“ und ist ziemlich mitreißend. Vor 23 Jahren schon hat TAG-Books das erste „Carrera RS“ veröffentlicht, aber es ist seit Jahren vergriffen. Jetzt haben die Herausgeber Thomas Gruber und Georg Konradshelm drei Jahre an der Neuaufgabe recherchiert, bislang unbekannte Bilder aufgetrieben und einige lohnende Seiten hinzugefügt. Die Auflage ist auf 3000 Stück limitiert. Preis: 438 Euro. (hap.)



SCHNELL WEG
Jetzt noch rasch für die Schnellsten der Schnellsten: einmal über den Salzsee von Bonneville. Wer jemals in Lichtgeschwindigkeit darüber gerast ist, und sei es nur im Traum, den lässt die Faszination nicht mehr los. Alexandra Lier zeigt in ihrem Bildband „The World's fastest Place“ nicht nur die wildesten Gefährten, sondern auch die coolsten Haudegen, denen die Erfahrung ins Gesicht geschrieben steht. Die Fotos sind einfach nur schön, und es gibt auch ein Vorwort in englischer Sprache von Kevin Thomson. 120 Seiten, 39,90 Euro, im Kehrer Verlag. (hap.)



Für alle Fälle: Multifunktionswerkzeuge von Leatherman, Sebertool, Gerber und RD Tech (von vorne nach hinten)

PARTNER FÜRS LEBEN

Verdammt, wo ist mein Leatherman? Wer zu Aufschreien dieser Art neigt, hat die Sache nicht so richtig begriffen. Denn ein Multitool oder Multifunktionswerkzeug, dessentwegen es im Deutschen das Leatherman heißt, wird am Mann getragen. Der Leatherman hingegen heißt mit Vornamen Timothy S. und ist ein Ingenieur aus Oregon, der stark nach ernster Tüftelei und ganz und gar nicht nach Survival und Abenteuer aussieht. Aber ihm haben wir das Leatherman und seine vielen Kopien und Abwandlungen letztlich zu verdanken. Wenn man mal davon absieht, dass schon die alten Römer zusammenklappbare Essbestecke kannten und dass das klassische Taschenmesser auch schon ein ansehnliches Alter hat.

Allerdings trägt auch der Autohersteller Fiat eine Mitschuld daran, dass es das Leatherman gibt. Mit einem Fiat 600 für 300 Dollar machte der junge Timothy S. Leatherman einst eine Europareise. Wobei er feststellte, dass sich a) kein Werkzeug im Auto befand und dass b) ein Pfadfindertaschenmesser alter Schule für alles mögliche taugt, aber nicht so toll für das Reparieren eines Autos. Deshalb arbeitete der Ingenieur in den folgenden Jahren an der Idee einer Zange zum In-die-Tasche-stecken. Aber kein Mensch wollte sein patentiertes Multitool produzieren.

1983 begann Leatherman daher, sein Pocket Survival Tool selbst herzustellen.

Mit ihm geht Mann durch dick und dünn: ein Loblied auf das Multitool.

Von Hans-Heinrich Pardey



Es werde Licht: Multitool von Gerber mit Schere, Lampe und Werkzeugkopf mit Bits

Der Erfolg war so groß, dass andere amerikanische Hersteller wie Gerber – wo man Leatherman zuvor abgewiesen hatte – gar nicht anders konnten als eigene Multitools herauszubringen. Schließlich entwickelten sogar die Taschenmessermacher aus der Schweiz ihre Versionen, die Ähnlichkeiten mit dem Grundansatz von Leatherman nicht verleugnen konnten.

Heute ist die Auswahl groß: Es gibt Tools von der Größe eines Schmuckanhängers bis hin zu richtigem Klempnerwerkzeug, das niemand ohne weiteres in die Hosentasche schiebt. Für den Liebhaber gehört das Multitool sowieso griffbereit an den Hosengürtel. Neben den Generalisten gibt es auch spezialisierte Taschentools: Der Radler braucht ein anderes als der Angler, der Segler ein anderes als der Elektronikbastler. Und inzwischen hat auch nicht mehr jedes Tool eine Kombizange – dafür aber zum Beispiel eine Schere oder eine eingebaute Taschenlampe.

Es gibt zahlreiche billige Kopien, denn die Originale haben ihren Preis. Dafür halten sie auch Jahrzehnte. Die Billigware ist nicht nur schlechter, sprich zu schwergängig oder zu schlapp montiert. Es kann einem auch passieren, dass sie sich beim ersten Einsatz verbiegt. Denn das Gewusstsein eines Multitools ist auch das Gewusstsein: Welches Material für welches Werkzeug? Und darin war Timothy S. Leatherman schon immer gut.



DER NEUE MINI CLUBMAN.

Ab 30.10. bei Ihrem MINI Partner. Mehr Informationen auf www.MINI.de/clubman.



Kraftstoffverbrauch (je nach Modell) innerorts: 4,7 bis 8,0 l/100 km, außerorts: 3,7 bis 5,4 l/100 km, kombiniert: 4,1 bis 6,3 l/100 km; CO₂-Emissionen (je nach Modell), kombiniert: 109 bis 147 g/km. Fahrzeugdarstellung zeigt Sonderausstattung.

FOTOS: PATRICIA KÖHLFUS (2), PR (3)



Socken von Stance sind lustig genug. Da muss man gar nicht wissen, dass sie auf diesem Bild von Hanne Gaby Odiele getragen werden.



Diese Kommode (Stocubo) ist etwas für Menschen, die mit langen Aufbauanleitungen von Möbelstücken überfordert sind. Die Stücke kommen nämlich ganz ohne Schrauben aus. Das wäre schon mal eine Sorge weniger.



Sportswear ist nicht mehr das, was es mal war. Das junge Berliner Label Belans zeigt, wie die Stücke in Zukunft aussehen könnten.

Schmeckt doch wie Pasta, äh, Gurke, oder?

Immer mehr Menschen nehmen es ganz genau mit der Ernährung. Also setzt sich nun auch ein neues Hobby durch: Spiralizing. Ist so ähnlich wie Nudeln kochen, nur erlaubter. Statt der Pasta jagt man Gemüse durch den Spiralisierer. Anregungen zur Trendbeschäftigung gibt es reichlich. Die Neuerscheinungen:

- „Gemüse-Spaghetti: Nudeln aus Gemüse“ (Hädecke Verlag)
- „Hemsley und Hemsley: Natürlich gut essen“ (Ede)
- „Inspiralized: Turn Vegetables into Healthy, Creative, Satisfying Meals“ (Clarkson Potter)
- „The Healthy Spiralizer Cookbook“ (Rockridge Press)
- „Spiralize Now“ (Hamlyn)



Jetzt, da es früher dunkel wird, leuchtet zumindest die Bettwäsche Celeste von Schlossberg.



Mütter von heute wissen: Wickeltaschen müssen nicht so aussehen, dass sie nur den Babys gefallen. (Mara Mea)



Der Wonderbag kühlt und gart neben den eigenen Speisen auch die von bedürftigen Familien. Mit jedem Kauf geht einer der Körbe nach Südafrika.

027

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking



Holz wird unterschätzt: Es eignet sich nicht nur wunderbar als Sockel für Leuchten. „The Woods“ von der Brooklyn Soap Company riecht auch toll.

Gut, man sollte niemals nie sagen, aber das Fahrrad von Yerka muss wohl wirklich sehr schwer zu klauen sein.



BvCz klingt kryptisch, dabei bringt die Frankfurter Leuchtenmanufaktur unter Berücksichtigung der Vergangenheit Licht ins Hier und Jetzt: Die Sockel sind mal alte Stative, mal aus 2100 Jahre altem Eichenholz.



FOTOS: HERSTELLER (8), IGACIO RODRIGUEZ, ANNA ALBERTINE BARONIS

Der Lounge-Sessel 808 ist erhältlich bei ausgewählten Thonet Fachhandelspartnern: Augsburg Bittner Einrichtungen Bamberg Sommer Einrichtung Berlin minimum einrichten, Modus Möbel, Steidten Architektur + Design Bielefeld Seemann Interieur Bochum Ruhrprojekt Planen und Einrichten Bonn BüroConcept+RaumDesign Braunschweig Loeser Bremen POPO Celle WALLACH EXCLUSIV Coesfeld akzent im raum Darmstadt funktion gerhard wolf Dortmund Wohngefährten GmbH Dresden ehrlich+richter Düsseldorf THONETshop Ennigerloh Einrichtungshaus Bronder Frankfurt/Main Hans Frick Freiburg arenz Wohnkultur Göttingen Helten Design Depot Hagen Biermann Einrichtungen Hamburg Clic Inneneinrichtung, Gärtner Internationale Möbel Hamm ProOffice Bürosysteme Kolmer u. Gockel Hannover pro office Büro + Wohnkultur Kassel JATHO Wohnen Kiel Wohnraum Kiel Koblenz Spielmanns Design for Office+Home Köln Stoll Wohnbedarf + Objekt Konstanz Leopold Fretz Leipzig smow Lippstadt ProOffice Bürosysteme Kolmer u. Gockel Mainz Inside Möbel & Accessoires Markdorf Knoblauch halbach Moers Drifte Wohnform München Böhmler Einrichtungshaus, Bromberger, Krejon Design Münster Ventana Nordhorn ambiente b. Exklusive Einrichtungen Nürnberg reim Wohndesign by bsk büro + designhaus Oldenburg Schumacher Regensburg et sedia schadt und herrnhof Reutlingen Raumplan Saarbrücken Einrichtungen Maurer Schalksmühle Büro Schriever Senden interni by inhofer Siegen Büro Schriever Stuttgart G+B Objekteinrichtungen, smow S Waldshut-Tiengen Seipp Wohnen Wendlingen Behr Einrichtung Würzburg büroforum



www.thonet.de

THONET

VON MANN ZU MANN

Wenn plötzlich Dagi Bee, Bibi oder Melina auf der Straße stehen, weil die Schule aus ist oder sie wieder dringend was beim Drogeriemarkt holen müssen, kann es schon mal passieren, dass sich eine Traube kreischender Mädchen um sie bildet. Auf ihren Kanälen dreht sich alles um Schönheit. Und sie verdienen gut daran: Oft werden sie für Produktplatzierungen bezahlt, und meistens lässt sich die Werbung vor den Videos nicht wegklicken, das bringt höhere Einnahmen. Junge Männer hingegen reden auf Youtube eher über Videospiele. Aber es gibt Ausnahmen. Vier Männer, die andere Männer schöner machen wollen. *Von Florian Siebeck*



Sami Slimani, Herr Tutorial

Man kommt nicht um ihn herum. Denn eines muss man Sami Slimani lassen: Er hat es geschafft, weil er Talent hat. Nämlich das Talent, alles, was er tut, zu Geld zu machen. Als „Herr Tutorial“ war der Junge aus Stuttgart einer der ersten Männer, die in Deutschland die Lücke der Beauty-Vlogs füllten. Mit allerhand Pflege- und Produktvideos hat er über die Jahre mehr als 1,3 Millionen Follower akquiriert. Er schaffte es dahin, wo sonst die A-Liga deutscher Promis sitzt: zu Hinnerk Baumgarten auf die Couch von „das“. Slimani hat keine Berührungängste, wenn es ums Geldverdienen geht: Seine oft mit Schleichwerbung gespickten Videos zogen schon den Zorn der ziemlich machtlosen Landesrundfunkanstalt Baden-Württemberg auf sich. Und wenn einer seiner oft minderjährigen Fans etwas kauft, verdient Slimani mit. Mittlerweile haben auch seine Schwestern die lukrativen Vorzüge des Netzes erkannt: Zusammen haben die drei ein Buch geschrieben („Das Slimani-Prinzip“) und eine „Mode“-Kollektion auf den Markt gebracht. Neuester Coup: Sami Slimani entwirft jetzt für die Peek-&-Cloppenburg-Marke Review. Die Kollektion soll im April 2016 in die Läden kommen. Noch besteht Hoffnung, dass es nur ein von langer Hand geplanter Aprilscherz ist.



Jordan O'Brien, The Gentleman Cove

Er mag ein Flanelldress tragen, aber auf Youtube ist er ganz Gentleman: Jordan O'Briens Welt sind die Haare. Knapp 200.000 Follower versorgt er regelmäßig mit seinen Videos, in denen er entweder die Frisuren mit anderen Youtubern „tauscht“, die Frisuren von Prominenten nachformt oder soziale Phänomene wie den *man bun* erkundet. Er testet Produkte (und wird dafür manchmal sicher auch bezahlt), gibt Styling-Tipps und erklärt zum Beispiel, wie man Schleifen richtig bindet. Vom Gentleman für Gentlemen. Jordan O'Brien begann vor einigen Jahren mit einem Comedy-Kanal. Als sich alle nur nach Frisurentipps erkundigten, schwenkte er um. Heute wird er auf der Straße erkannt, und Fans schlagen per Post vor, welche Frisur er als nächstes tragen sollte. Kann man bei so viel Wechsel im Haar noch in Ruhe in den Spiegel schauen? Ja, denn er hat noch ein wirkliches Leben: Jordan O'Brien studiert in San Francisco Geographie.

Jake Jamie, The Beauty Boy

Mit knapp 5000 Followern hat Jake Jamie aus Birmingham eine vergleichsweise kleine Gefolgschaft. Aber er richtet sich an eine besondere Zielgruppe: Der „Beauty Boy“ zeigt Männern mit Akne, Narben oder Hautunreinheiten, wie sie mit Hilfe von Make-Up unschöne Stellen kaschieren, um auf der Straße selbstbewusster auftreten zu können. Jamie selbst hatte sich in seiner Pubertät kaum mehr auf die Straße getraut. Er gab mehr als 1000 Euro für Pflegeprodukte aus, nur um nicht mehr angestarrt zu werden. Im Internet habe er dazu nichts gefunden, sagt er, außer Make-Up-Videos für Frauen und Dragqueens. Jetzt will er anderen helfen, das richtige Mittel zu entdecken – Männern wie Frauen. Besonders heterosexuelle Männer sind sein Gebiet: Er bekomme täglich Mails von Männern, die sich mit ihrer Haut unwohl fühlten, aber zu scheu seien, sich in der Öffentlichkeit beraten zu lassen. Also berät Jake Jamie sie über das Netz – und seine Zuschauer danken es ihm. Mittlerweile ist Jake Jamie seine Akne los, aber dezentes Make-Up trägt er weiterhin. Es stärkt, so sagt er, sein Selbstwertgefühl.



Jair Woo, Lifestyle Influencer

Jair Woo kommt aus Palm Springs und sendet seit 2012 im Netz. Damit zählt er zu den ersten Beauty-Vloggern. Viele erfolgreiche Blogger nennen sich „Influencer“ oder „Digital Influencer“ – Woo aber hat sich den Titel „Lifestyle Influencer“ auf die Fahnen geschrieben. In der Tat erreicht er mit seinen Videos viele Leute, knapp 300.000 Menschen haben seinen Youtube-Kanal abonniert. Hier geht es vornehmlich um Mode und Pflege. Jair Woo zeigt, welche Produkte er jeden Morgen unter der Dusche braucht. Er redet über reine Haut, aber auch über persönliche Belange wie körperliches Wohlbefinden und Sexualität. Woo sagt, dass er seinen Fans helfen will, ihren Stil zu finden und am Ende auch sich selbst. Jede Woche verschickt er einen Newsletter. Er ist stolz auf „seine Community“. Ein bisschen wie Sami Slimani also – in der Ausführung aber weniger plump.

FOTOS: SCREENSHOTS/F.A.Z./YOUTUBE



SHAMBALLA JEWELS

Explore the Energy of Creation



LOCK BRACELET

White G/vs Diamonds, 0.59 ct Black Diamonds, 5.5 ct Yellow Sapphire, 26.1 ct Brown Sapphires, 18K Yellow Gold

Herbert Mayer
Juwelier seit 1922

UHREN · OPTIK · SCHMUCK
FISCHER
B · O · U · T · E · Q · U · E

OEDING-ERDEL

WEMPE
FEINE UHREN & JUWELN

WWW.SHAMBALLAJEWELS.COM

SHAMBALLA JEWELS OFFICIAL

SHAMBALLA JEWELS

Herr Lagerfeld, lassen Sie uns über Haare reden!
In der Suppe?

Stimmt, Haare sind im Deutschen meist nur für negative Wörter gut, wie zum Beispiel haarig.

Ja. In Deutschland ist das Haar wichtig seit der Loreley. Vielleicht einer der Gründe, warum ich gerade heute für Schwarzkopf das „Freshlights Shooting“ gemacht habe.

Haben Haare eine tiefere Bedeutung?

So tief wollen wir nicht gehen. Nur bis an die Wurzel.

Was für Haare wollten Sie denn als Kind haben?

Ich liebe weißes Haar. Meine Mutter hatte alle Bilder aus ihrer Jugend zerstört. Aber meine Tante hatte ein Bild, das ich noch irgendwo haben muss, auf dem meine Mutter mit weißem Haar abgebildet ist, ungefähr 1927, auf einem Maskenball – sie liebte solche Maskenbälle in ihrer Jugend. Ihr Haar war schwarz, später weiß. Mein Haar war Coca-Cola. Meine Mutter sagte: Du siehst aus wie eine alte Kommode. Sie wollte es sogar färben, weil sie die Farbe nicht mochte. Und nun sind meine weißen Haare gepudert wie im 18. Jahrhundert.

Wie trug Ihre Mutter das Haar?

Sie hat es sich schon sehr früh abgeschnitten, um 1919.

Das war damals ein Akt der Emanzipation.

Genau. Ja, sie war sehr feministisch. Auf den Bildern aus ihrer Kindheit hat sie ganz lange Haare. Später, für den Rest ihres Lebens, hatte sie die Haare immer kurz. Und weiß. Sie war ja 17 Jahre jünger als mein Vater, da konnte er ihr nichts vorwerfen.

Was ist denn Ihre Lieblingshaarfarbe?

Ich bin mehr für dunkles Haar. Ich bin kein Blond-Fanatiker. Andererseits: Es kommt darauf an, wer blond ist.

Wann sind Sie auf die Idee mit dem Zopf gekommen?

Das war 1976. Vorher gingen meine Haare in Locken hoch, wenn ich sie nicht abschnitt. Meine Mutter sagte: Du siehst aus wie eine alte Terrine – weil deren Henkel ja auch nach oben abstanden. Das mit den langen Haaren ging nicht mehr. Aber ich wollte sie nicht abschneiden, weil man immer sagte, dass sie dann nicht nachwachsen. Also habe ich das Gummiband drumgebunden.

Mit offenem Haar sieht Sie nur Ihre Katze Choupette?

Ich renne nie mit offenem Haar herum, auch nicht zu Hause. Ich hasse es, die Haare im Gesicht zu haben. Ich mache das Gummiband tiefer, so dass die Haare lockerer sind, auch beim Schlafen. Nur wenn ich mich frisiere, nehme ich das Gummiband ab. Fürs Frisieren habe ich ein spezielles Frisierkabinett wegen des Puders, weil das eine Schweinerei hinterlässt.

Was sagen Sie zum Graue-Haare-Trend bei jungen Frauen?

Anything goes! Erlaubt ist, was gefällt. Aber: Wenn Sie anderen gefallen wollen, ist das etwas anderes, als wenn Sie sich selbst gefallen wollen. Wenn Sie sich selbst gefallen wollen, haben Sie mehr Chancen, anderen zu gefallen. Denn wer etwas macht, nur um anderen zu gefallen, gefällt im allgemeinen den anderen nicht.

Was ist mit Rothaarigen?

Rothaarige müssen aufpassen, sie sollten nicht so viel in die Sonne. Aber ich gehe auch nicht mehr in die Sonne. Schon seit Ewigkeiten nicht mehr. Ich will nicht aussehen wie eine alte Schildkröte. Daher meine schöne Haut. Gar nicht so schlecht, oder? Ohne Retusche. Ich bin aber ein Tugendpreis ohne Verdienst, denn ich habe nie Alkohol getrunken, nie Drogen genommen, nie geraucht. Das soll helfen. Neulich war ich zur Gesundheitsuntersuchung. Da haben die Ärzte gesagt: Ihr Organismus ist 25 Jahre jünger, als Sie es sind.

Daber fallen Ihre Haare auch nicht aus.

Na ja, ich habe das Gefühl, sie werden ein bisschen dünner. Früher habe ich die Haare ganz nach hinten gezogen. Das mache ich nicht mehr, da mache ich mir lieber einen lockeren Scheitel.

Wie wichtig sind die Haare bei den Modenschauen?

Sehr wichtig. Mode, Schminke, Haare, Schuhe und das Mädchen müssen ein Totallook sein. Es ist nichts schlim-



In zehn Sekunden aufs Papier gebracht: Lagerfeld zeichnet noch selbst, zur Not und aus Spaß auch mal sein eigenes Logo.

„Der Zopf bleibt dran“

Karl Lagerfeld über die kurzen Haare seiner Mutter, seine langen Haare und die grausigen Bärte von heute

mer, als mit unbegabten Frisuren und Schminkekünstlern zu arbeiten. Da würde ich wahnsinnig.

Entwerfen Sie also auch die Haare, wenn Sie die Mode zeichnen?

Doch, doch, doch. Ich habe eine Vision, die ich auf Papier bringe. Ich sehe alles vor mir und kann es gut in drei Dimensionen zeichnen. Ich bin ja nicht wie meine Kollegen, die zehn Leute an den Computern sitzen haben für die Zeichnungen. Ich mache alles selber. Ich bin Heimarbeiter.

Manchmal zeichnen Sie aber nur halbe Köpfe.

Das ist schwieriger, als einen ganzen zu zeichnen, weil man den ganzen Ausdruck in einen halben tun muss.

Von Hüten auf dem Laufsteg sind Sie abgekommen.

Im Allgemeinen ja. Das wirkt einfach zu damenhaft. Das kann man mal machen auf wilde Art, aber im Moment liegt es nicht in der Luft. Als Kind mochte ich selbst Tirolerhüte, aber meine Mutter sagte zu mir: Setz keine Hüte auf, Du siehst aus wie eine alte Lesbierin.

Sie sprach ziemlich offen darüber, obwohl sie doch katholischer Herkunft war.

Im Berlin der zwanziger Jahre war die katholische Herkunft nicht wichtig. Mein Vater und meine Mutter haben darunter gelitten, daher sind sie aus der katholischen Kirche ausgetreten. Die Eltern meines Vaters und die Mutter meiner Mutter waren ja hysterisch, deshalb hatten meine Eltern das satt. Meine Mutter sagte: Es gibt einen Gott für alle, und Religion ist nur ein Laden.

Die Frisuren in Ihrer Salzburg-Kollektion vom vergangenen Dezember erinnern sehr an die Achtziger.

Aber es sieht nicht danach aus bei Mädchen von 2015. Da habe ich Filme und vieles mehr evoziert. Ich tue das einfach in den Look. Ich mache ja kein Marketing, ich mache das einfach so. Das ist improvisiert.

Und wie sieht's generell mit aufgedonnerten Frisuren aus?

Nein, furchtbar. Natürlicher ist es besser. Wie die Parisserinnen es halten. Schauen Sie sich Inès an! Aber es war mal Mode. Und niemand kommt gegen die Mode an.

Nochmal zum Zopf. Wollten Sie damals Ihre Haare bändigen oder sich ein Logo erschaffen?

Weder das eine noch das andere. Bequemlichkeit war der Grund. Und eine Vorliebe für das 18. Jahrhundert, als alle noch einen Zopf hatten. Aber der „aile de pigeon“ mit Locken an den Seiten, der ging ein bisschen zu weit. Das hat man beim Maskenball gemacht.

Den Zopf können Sie nun nie mehr abschneiden.

Der bleibt dran. Ich bin nicht begabt für Frisuren. Ich muss nur bürsten, Gummiband dran, dann hat sich das.

Ihr Zopf hat einen Marktwert von Millionen.

Ja, aber das habe ich nicht absichtlich gemacht. Da habe ich Schwein gehabt. Ich bin da ein unschuldiges Opfer, das von seiner Unschuld profitiert. Mein ganzer Look hat sich natürlich entwickelt. Die hohen Kragen hatte ich schon vor 40 Jahren. Die liebte ich wegen meines Patenonkels. Das war der schickste Mann, den ich je gesehen habe, und der einzige Mensch, der mich je geohrfeigt hat: der berühmte Professor Conrad Ramstedt. Und meine Mutter hatte zwei Vorbilder, so müsse man aussehen, meinte sie: Walter Rathenau und Harry Graf Kessler.

Vom Styling her sehen Sie ähnlich aus.

Aber das Styling mache ich nicht bewusst. Das ist eine unmeditierte natürliche Entwicklung.

Wie lange brauchen Sie, um die Haare morgens zu machen?

Zwei Minuten. Ich muss Puder drauf tun, dann Lack, dann wieder Puder auf den Lack. Sonst stehen die Haare ab wie bei einer Merengue.

Sie sind doch ein Mann der Veränderung. Hat es Sie nie gereizt, die Haare zu verändern?

Habe ich doch. Die waren ganz kurz, als ich jung war, in den Sechzigern waren sie gelockt, dann habe ich sie zusammengesteckt, und damit hat sich das.

Und heute?

Wenn ich begabter im Frisieren wäre! Aber das bin ich nicht. Offen gestanden: Ich habe keine Zeit, daran zu denken.

Haben Sie überhaupt einen Friseur?

Ja, eine Friseurin, die zu mir ins Haus kommt. Allein kriege ich die Haare gar nicht auf die richtige Art trocken – wenn ich sie wasche, werden sie gelockt. Sie kommt schon seit 35 Jahren zu mir. Ich gehe ja gar nicht mehr auf die Straße, gehe in keinen Frisiersalon mehr. Nee, nee, das geht nicht.

Haare sind ja auch eine religiös-ideologische Frage. Wenn man an Musliminnen denkt, die ihre Haare verstecken wollen oder sollen.

Ja, die Frau meines Hauswirts auf dem Land versteckt auch ihre Haare und verschleierte sich.

Da sieht man, wie politisch Haare sein können.

Ja, und die Männer mit ihren grauenhaften Bärten! Im Moment möchte ich wirklich keinen Bart tragen. Das ist eine Rückkehr in ganz dunkle Zeiten. Eine Unkultur. Sie machen damit ihre eigene Kultur kaputt.

Die Fragen stellte Alfons Kaiser.

MADE FOR THE MODERN TRAIL

INTRODUCING THE BLACK FOREST COLLECTION.



EST. 1973

Timberland® 

Apparel, Footwear & Accessories
Timberland.de

BEST THEN. BETTER NOW.

„MEINE ANGST BEIM FLIEGEN WIRD IMMER GRÖßER“



Sein Aufstieg war verblüffend: Mitte 2012 wurde **Cro** (bürgerlich Carlo Waibel) von einem Niemand aus Schwaben zum Rap-Star. Mit seiner ersten Platte brach der heute 25 Jahre alte Sänger gleich Rekorde in den Charts. Sein Markenzeichen ist die Pandamaske, hinter der er in der Öffentlichkeit sein Gesicht verbirgt. Im Sommer hat er als bisher jüngster Künstler ein MTV-Unplugged-Album veröffentlicht, im nächsten Jahr kommt ein Spielfilm über ihn in die Kinos.

Was essen Sie zum Frühstück?

Heute hatte ich ein Omelett mit Speck und Toast, außerdem einen Tee – wenn man die Nacht durchfeiert, fühlt sich der Hals wie ein Aschenbecher an.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

In letzter Zeit habe ich vieles umsonst bekommen. Wenn ich online einkaufe, dann immer wieder bei Ebay, wo ich Klamotten suche, die nicht mehr aktuell sind. Ich bin auch gerne in Secondhand-Läden.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?

Es ist toll, wenn man was Neues hat und das mit Selbstbewusstsein trägt. An sich finde ich Einkaufen aber anstrengend.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Das älteste und coolste Stück: ein T-Shirt von Supreme aus dem Jahr 1994.

Was war Ihre größte Modestunde?

Ich bin mal mit einem Bademantelgürtel um den Kopf in die Schule gegangen. Auf den Gürtel hatte ich ein Nike-Logo genäht, reingesteckt eine Zahnbürste.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?

Nee, ich bin kein Jogginghosen-Fan. Ich laufe lieber in Boxershorts oder nackt herum.

Haben Sie Stil-Vorbilder?

Ich sauge eher auf, was so rumläuft in der Welt. Wenn ich Vorbilder nennen müsste, dann Kanye West oder Tyler, The Creator.

Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?

Ich schneide ständig Löcher in Hosen oder nähe irgendwas auf Jacken drauf. Es sollte immer etwas Eigenes haben und darf nicht wie von der Stange aussehen.

Besitzen Sie ein komplettes Service?

Nee.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?

Lachs in Weißwein-Zitronen-Sahnesoße.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?

Eigentlich keine. Ich informiere mich nicht, sondern habe eher mein Leben vor der Nase.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?

Bei rap.de und 16bars.de kann's schon sein, dass ich einmal im Monat reinschaue und gelangweilt bin. Ich lebe nicht im Netz. Ich bin völlig in der Welt und nicht im Handy. Nicht mal bei Whatsapp habe ich die Push-Mitteilungen aktiviert, so kommunikationsfaul bin ich.

Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?

Es gab nicht viele Bücher in meinem Leben – und wenn, dann weiß ich die Titel nicht mehr. Aber es gab tatsächlich Bücher, die mich in ihren Bann gezogen haben.

Ihre Lieblingsvornamen?

Vor kurzem habe ich einen schönen Namen gehört: Éloie. Und ein Kumpel hat seine Tochter Fee genannt. Toll!

Ihr Lieblingsfilm?

„Malibu's Most Wanted“ habe ich etwa zehn Mal gesehen. Den kann ich mitsprechen.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Mit. Man könnte jetzt einfach losfahren nach Spanien. Auf meinen Namen sind vier Mercedes angemeldet; gerade fahre ich einen C 63 AMG.

Tragen Sie eine Uhr?

Weil ich nur Zahnstocherhände habe, bin ich absolut kein Uhrenträger. Ich trage auch keine Armbänder.

Tragen Sie Schmuck?

Ich habe keine Kette und keinen Ohrring, nur zwei kleine Tattoos. Vor einem halben Jahr wollte ich mir eine Diamantenkette ansehen. Die haben uns aber nicht in den Laden gelassen, weil wir mit unseren kaputten Schuhen und Skateboards ankamen.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Ein Parfum von Marc Jacobs. Es riecht ein bisschen nach Kaktus und Feige, aber alle denken, es wäre Kokos. Jedes Mädchen, das den Duft riecht, ist sofort in einen verliebt.

Was ist Ihr größtes Talent?

Selbstlosigkeit – aber die zu erwähnen ist ja schon wieder gar nicht selbstlos. Sonst natürlich meine musikalischen Fähigkeiten. Ich mach' ja alles selber.

Was ist Ihre größte Schwäche?

Ich kann echt nicht lange auf was warten.

Womit kann man Ihnen eine Freude machen?

Ich feiere es, wenn Menschen aufmerksam sind und eine Kleinigkeit mitbringen. Über ganz normale Menschen freue ich mich auch. Wenn es nicht immer nur um den Erfolg geht und man auch mal übers Wetter quatscht.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Mache ich nicht gerne. Aber eine gute Frage ist immer: Was war das Wichtigste, was du heute gelernt hast? Da kommt immer eine ziemlich coole Antwort.

Sind Sie abergläubisch?

Ich fliege mega viel, und die Angst wird immer ein bisschen größer. So oft wie das jetzt schon gut ging, muss ja irgendwann was passieren. Ich setze mich immer ganz hinten hin, weil da die Überlebenschancen besser sind. Bevor es losgeht, klopfе ich dreimal gegen den Vordersitz. Wenn ich extrem nervös bin, mache ich das auch 20 Mal.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?

Auf den Seychellen. Das war das Krasseste, was ich in meinem Leben gesehen habe.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?

Es wird Zeit, in die USA zu reisen, ich war noch nie dort.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Am liebsten Cola. Wenn Alkohol, dann einen Rotwein.

Aufgezeichnet von Jonas Hermann

Foto Helmut Fricke



NOMOS
GLASHÜTTE
neomatik

neomatik 1st edition: zehn neue NOMOS-Uhren mit einem Automatikwerk der nächsten Generation. Hauchdünn, höchst präzise – jetzt im besten Fachhandel. Und unter nomos-glashuette.com, nomos-store.com

Cartier



CLÉ DE CARTIER
MANUFAKTUR-UHRWERK 1847 MC

SEIT 1847 ENTWICKELT CARTIER AUSSERGEWÖHNLICHE UHREN, DIE GEWAGTES DESIGN UND HOHE UHRMACHERKUNST PERFEKT MITEINANDER VERBINDEN. CLÉ DE CARTIER VERDANKT SEINEN NAMEN DER EINZIGARTIGEN KRONE. KLARE LINIEN UND EINE AUSDRUCKSTARKE SILHOUETTE SIND DAS RESULTAT BEACHTLICHER PERFEKTION UND BALANCE: EINE NEUE FORM IST GEBOREN.

Online Boutique www.cartier.de + 49 89 55984-221